

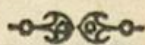
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elöner.

Fünfundsiebzigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Nieger & Sattler.
1845.

Die Familie Gogo.

Von

Paul de Koch.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Zweiter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1845.

Die Familie Gogo.

Von

Paul de Hoch.

Leipzig, Verlags-

von

Dr. Heinrich Gösner.

Zweiter Theil

Stuttgart:

Verlag von Neuberger & Neuberger

1855.

Erstes Kapitel.

Veränderte Lage.

Ein Monat verstrich seit dem Besuche des Veters Brouillard bei Rosa-Maria's Vater. In dem Hause des Landmannes war die Ankunft eines Parisers ein Ereigniß, welches die gewöhnliche Einförmigkeit des Lebens unterbrach. Der Ackermann verrichtet wie vorher seine Arbeit, die alte Manon ihre Geschäfte in der Haushaltung. Rosa-Maria näht und pflegt die Blumen des Gartens; ein Tag vergeht wie der andere, der kommende wie der verflossene. Diese für Manche einförmige Existenz scheint Andern angenehm. Alles im Leben ist Gewohnheit, es handelt sich nur darum, sich durch das, was man treibt, glücklich zu machen; wenn dieses nur der Fall ist, und man immer dasselbe thut, so ist man, wie leicht zu begreifen, sehr glücklich.

Rosa-Maria geht bisweilen nach Fontainebleau, um Stickereien zu holen oder hinzutragen; sie bleibt aber immer so kurz als möglich in der Stadt, sie hält sich auch nicht mehr unterwegs auf, geht nicht

mehr durch den Wald, sondern kehrt jedes Mal schnell wieder zu ihrem Vater zurück.

Die Jungfrau hat indessen die Begegnung mit den beiden Räubern fast ganz vergessen und fühlt durchaus keine Angst mehr, wenn sie am Walde vorbei geht. Schleicht die Liebe sich in unser Herz, so hat sie bald die Furcht verdrängt. Die Liebe ist von allen Gefühlen das kühnste; bieten wir ihretwegen nicht jeden Tag mit heiterer Miene den größten Gefahren Troß, setzen wir ihretwegen nicht unsern Ruf, unser Vermögen, unsere Gesundheit und unser Leben auf's Spiel? Wie viel Thorheiten, verwegene Unternehmungen und kühne Handlungen hättet ihr nicht begangen, wenn euer Herz frei gewesen wäre; aber für ein Paar schöne Augen, einen süßen Kuß und die Aussicht auf ein zärtliches Stelldichein, habt ihr sie ohne Bedenken gewagt.

Besonders den Frauen verleiht die Liebe einen Muth, eine Kühnheit und Berwegenheit, die unserer alten Ritter würdig wären! Wie viele Bände könnte man damit anfüllen, wenn man alle Umstände anzugeben vermöchte, wo die Damen eine Tapferkeit, eine Kaltblütigkeit und eine Geistesgegenwart an den Tag gelegt haben, die bei den Männern nie in so hohem Grade zu finden ist! Drei Viertel ihrer Zeit setzen sie, ohne daran zu denken, ihren Ruf, ihre Ruhe, ihre Zukunft, oft sogar ihr Dasein für einen Augenblick des Glücks, um die Gegenwart ihres Geliebten zu genießen, auf's Spiel. Da sie fast immer unbesonnen und unklug sind, muß der Mann,

welchen sie lieben, sie zurückhalten, indem er sie auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam macht. Aber weit entfernt ihm für seine Besorgniß um sie dankbar zu sein, werfen ihm diese Damen Mangel an Liebe vor, weil er der Vernunft Gehör gibt.

All' dieser schönen Eigenschaften rühmen sich die Damen nicht, sie machen im Gegentheil ein Geheimniß daraus, denn gerade einer im Verborgenen gepflogenen Neigung wegen zeigt sich dieses irrthümlich als das schwache bezeichnete Geschlecht oft so stark und so verwegen.

So hätte auch Rosa-Maria, die dem Anscheine nach so bescheidene und in ihrem Wesen so schüchterne, sanfte Jungfrau, wahrscheinlich den Räubern Troß geboten und würde sich ohne Furcht auf die dunkelsten Pfade des Waldes gewagt haben, wenn sie hätte hoffen können, dort den jungen Maler zu treffen, welcher ihr Bildniß gemacht hatte. Allein sie weiß, daß er nicht dort ist; Leopold hat ihr mehrmals wiederholt, es werde, wenn er in diese Gegend zurückkomme, sein Erstes sein, sich in das Dorf Avon zu begeben und sich ihrem Vater vorzustellen.

Außerdem hatte übrigens Rosa-Maria ihrem Vater auch versprochen, nicht mehr allein in den Forst zu gehen, und wir müssen voraussetzen, daß sie ihr Versprechen gehalten hätte, selbst wenn der junge Leopold wieder am Fuße der Felsen gemalt haben würde.

Doch die Zeit verstreicht, ohne den von Rosa-Maria in der Tiefe ihres Herzens gewünschten Be-

such herbeizuführen. Mehr als ein Mal hatte die Jungfrau im Sinne gehabt, mit Hieronymus von der Bekanntschaft zu sprechen, die sie im Walde gemacht hatte; sie dachte, ein Kind dürfe gegenüber von seinem Vater keine Geheimnisse haben, besonders nicht, wenn dieser so gütig und nachsichtig ist. Aber so oft sie von dem jungen Maler anfangen wollte, hielten ihr eine ihr unbegreifliche Empfindung und eine Verlegenheit die Worte auf der Zunge zurück und Rosa verschob dieses Bekenntniß, das sie zwar zu machen wünschte, wovor sie sich aber zugleich fürchtete, immer wieder.

Leopold hatte zu Rosa-Maria gesagt, es werde nicht mehr als ein Monat bis zu seiner Rückkehr nach Fontainebleau vergehen; dieser Zeitraum war jedoch verflossen, ohne daß der Künstler sich im Dorfe gezeigt hätte.

Die Jungfrau, deren Bildniß er gemalt hatte, brachte einen großen Theil ihrer Zeit am Fenster sitzend zu, denn das Fenster ging auf die Chaussée nach Fontainebleau hinaus und gewährte eine weite Aussicht, so daß man die auf Avon zuwandelnden Reisenden lange vorher bemerken konnte, ehe sie die ersten Häuser des Dorfes erreicht hatten. Rosa-Maria arbeitete, aber sie erhob die Augen oft von ihrem Geschäfte, um nach der Chaussée zu schauen, dann senkte sie die Blicke wieder traurig auf die Nadel hinab; schwere Seufzer entstrangen sich ihrer Brust und sie sprach bei sich: „Er kommt nicht! Vielleicht hat er mich schon vergessen, vielleicht sieht er mein

Bild nicht mehr an... ach, ich will ihn auch vergessen... es ist aus... ich will nicht mehr an ihn denken." Und in derselben Minute schaute das junge Mädchen wieder auf die Chaussee hinaus und spähte so weit in die Ferne, als es ihr möglich war.

Hieronymus sah, daß seine Tochter nicht mehr so heiter und nicht mehr so fröhlich und weit öfter in Gedanken versunken war wie früher; aber er mochte sich nicht mehr hierüber äußern, weil er bemerkt hatte, daß sie seine Fragen verlegen gemacht und ihr wehe gethan hatten. Außerdem hatte der Landmann immer denselben Gedanken: er war überzeugt, daß sich seine Tochter auf dem Dorfe langweile und ihn zu sehr liebe, um ihm dieses zu gestehen.

Rosa langweilte sich aber nicht, denn man kennt diese Empfindung gar nicht, wenn das Herz von Liebe erfüllt ist, und das ist sogar die zuverlässigste Entschädigung, welche uns diese Leidenschaft zum Ersatz für die vielen Qualen, die sie uns verursacht, gewährt; aber Rosa-Maria fühlte mit jedem Tage die Hoffnung auf ein Wiedersehen des jungen Mannes, dessen Blicke und Worte ihr Herz gerührt hatten, mehr und mehr schwinden. Die hoffnungslose Liebe ist ein langsam zerstörendes und verzehrendes Gift. Die Jungfrau besaß nicht einmal das gewöhnliche Zufluchtmittel der Verliebten zur Erleichterung ihrer Seele: sie konnte nicht von ihrem Grame sprechen, weil Niemand ihr Vertrauen besaß. Im siebenzehnten Jahre seine Liebe und sein Geheimniß für sich behalten, ist eine schwere Last! Eine Freundin wäre

für Rosa ein gar kostbares Gut gewesen! Sie hätte den Kummer derselben getheilt, ihre Hoffnungen belebt; sie hätte begriffen, warum das arme Kind seufzte, ohne dasselbe lange darum zu befragen; denn besonders zur Vinderung der Liebesleiden hat die Vorsehung die Freundschaft gegründet!

Aber Hieronymus' Tochter hatte keine Freundinnen im Dorfe. Die jungen Mädchen ihres Alters, welche unwissend und roh geblieben waren, hatten mit neidischem Blicke ihre Anmuth, ihre artigen Manieren und die Fähigkeiten ihres Geistes sich entwickeln sehen. Statt ihr nachzuahmen, statt sie als Beispiel vor Augen zu haben, hatten sie es für einfacher gehalten, sich von der, welche sie mit Mißgunst betrachteten, zurückzuziehen... man ist auf dem Lande nicht besser als in der Stadt: die Börsartigkeit ist im Gegentheil, da man weniger aufgeklärt ist, um so gefährlicher; so daß die schöne Rosa-Maria immer träumerischer wurde, die Rosen ihrer Wangen erblaßten und kein Lächeln mehr auf ihre Lippen trat, es sei denn, wenn sie ihren Vater gewahrte, vor welchem sie ihre Traurigkeit zu verbergen suchte.

Dieses war die Lage der Tochter des guten Landmannes, als eines Nachts, während die Bewohner Avons noch in tiefem Schlafe lagen, eine auffallend flackernde Helle plötzlich einen Theil des Dorfes erleuchtete.

Bald darauf läßt sich Geschrei hören, der Lärm nimmt zu, Stimmen rufen um Hilfe, die Landleute erwachen, die Fenster werden geöffnet und man sieht

mitten in der Nacht voll Entsetzen einen strahlend hellen Himmel und die vom Widerschein der Flammen erleuchteten Häuser.

„Es brennt! es brennt!“ schreit man von allen Seiten; und bei diesem unheilvollen Rufe steigt Jedes von seinem Lager auf; der Schrecken hat die Ruhe verscheucht. Hieronymus ist einer der Ersten, die erwacht sind, er geht hinunter und erkundigt sich.

„Wo brennt es?“ fragt er.

„Man glaubt bei Vater Thomassin in dem schönen Meierhose, den er voriges Jahr hat bauen lassen... er hat vor wenigen Tagen erst sein Heu und sein Getreide eingeheimst.“

Hieronymus will weiter Nichts hören: er zieht schnell seine Jacke und seine Blouse an. Rosa und die alte Manon eilen erschrocken herbei.

„Was gibt es denn, Vater?“

„Was ist denn geschehen, Herr?“

„Was es gibt? ... in Thomassins, meines alten Freundes Meierhof brennt es!“

„O Gott!“

„Und Ihr geht hin, Vater?“

„Glaubst Du denn, Kind, ich bleibe ruhig in meinem Bette, während das Haus meines Freundes verbrennt? ... da wäre ich ja ein feiger Tropf oder ein Unmensch. Ich gehe, um Hilfe zu leisten; ihr bleibt hier, man braucht euch nicht: Du, Rosa, bist zu jung, Du, Manon, bist zu alt; außerdem wird es an thätigen Armen nicht fehlen!“

„Begebet Euch nicht in Gefahr, Vater.“

„Sei unbesorgt.“

Hieronymus hat bereits sein Haus verlassen und eilt dem Schauplatze des Brandes zu, wohin ihm übrigens fast alle männlichen Einwohner des Dorfes folgen. In einem solchen Falle sind die Nachbarn stets zum Beistand bereit. Geschieht es wohl aus Menschlichkeit oder aus Furcht, daß wenn die Feuersbrunst um sich greife, diese auch ihr Haus verzehren möchte? Besser, man glaubt das Erstere.

Rosa und Manon bleiben unter der Hausthüre zurück; sie beobachten angstvoll das Umsichgreifen der Flammen, die bisweilen mit schauerlicher Hast in die Höhe fahren und dem Himmel eine röthliche Helle verleihen; sie flehen zu Gott, er möchte dem Brande Einhalt thun und verhindern, daß Hieronymus, dessen Unerblichkeit sie kennen, das Opfer seines Eifers und seiner Aufopferung für den Pächter Thomassin werde.

Zwei Stunden lang scheint der Brand, weit entfernt abzunehmen, immer noch heftiger zu werden. Einige Kinder und Bäuerinnen, welche in der Nähe der Brandstätte gewesen, kamen mit dem Geschrei zurück: „Die ganze Scheune ist verbrannt! Ach Gott, welches Unglück!“

„Und ein großer Theil des Wohnhauses!“

„Vater Thomassin ist zu Grunde gerichtet. Der hat Mißgeschick!...“

„Ist Jemand dabei umgekommen?“

„Zwei Kühe und die Dienstmagd Maria-Johanna!“

„Zu mir hat man gesagt, bloß drei Kälber.“

„Bah! man weiß es noch nicht . . . außerdem brennt es ja noch immer! Die Spritzenmänner von Fontainebleau sind gekommen, aber sie haben gesagt, der Meierhof könne nicht mehr gerettet werden.“

„Mir hat man gesagt, das ganze Dorf werde verbrennen . . . es wird gut sein, wenn wir unsere Habseligkeiten zusammenpacken.“

Rosa-Maria hört bebend zu; aber die alte Mannon sagt leise zu ihr: „Glaubt nicht an dieses Geschwätz, Mamsell, ich wette, sie wissen nicht mehr als wir, allein die Menschen haben eine fürchterliche Vorliebe, die Schilderung eines Unglücks zu vergrößern!“

Endlich fängt der Tag an zu grauen, und zu gleicher Zeit scheint die Gewalt des Feuers abzunehmen.

„Der Brand thut Einhalt!“ ruft Rosa freudig aus.

„Nein,“ versetzt eine Bäuerin, „man sieht nur das Feuer nicht mehr so grell, weil es Tag ist!“

Rosa hatte sich indessen nicht getäuscht, der Brand ließ allmählig nach, ein dicker Rauch folgte ihm bald, und als dieser sich zertheilt hatte, ward der Himmel klar. Dann erst kehrte Hieronymus schweißtriefend mit da und dort verbrannten Kleidern und einer ziemlich großen Wunde an der Stirne zu seiner Tochter zurück. Sein Erstes ist, auf sein Kind zuzueilen und es zu küssen.

„Mein guter Vater! . . . ach, da seid Ihr endlich,“

ruft Rosa, ihren Vater in die Arme schließend, aus.
 „Ach, ich war in Angst um Euch... aber Ihr seid ja an der Stirne verwundet!“

„Es ist Nichts, Kleine, ein Riß, kaum der Mühe werth, daß man davon spricht!“

„Und wie geht's bei Thomassin?“

„Es ist glücklicher Weise Niemand umgekommen. Ich habe Maria-Johanna noch bei Zeit herausgezogen; sie ist mit ein paar Brandmalen davongekommen!“

„Ach, welches Glück!“

„Das Mißgeschick ist also nicht so groß, wie man anfangs glaubte, Herr?“

„Das Mißgeschick,“ sagt Hieronymus mit einem tiefen Seufzer, „das ist so schon groß genug. Doch ich muß ein wenig ausruhen... ich will mich auf mein Bett legen, und bei meinem Erwachen habe ich Dir ein Wörtchen zu sagen, Köschchen, hörst Du? denn dieses Ereigniß... Allein ich will suchen, ein bischen einzuschlummern, der Schlaf gibt oft gute Rathschläge, so viel man sagt... gehe, ruhe auch noch ein paar Stunden aus, mein Kind, Du bedarfst es.“

Rosa gehorcht, aber in ihr Zimmer zurückgekehrt, fühlt sie, daß es ihr unmöglich ist, Ruhe zu finden; der Ausdruck von Wehmuth, welcher die Stirne ihres Vaters verdüsterte, während er die Worte sprach: „bei meinem Erwachen habe ich Dir ein Wörtchen zu sagen“, hatte sie mit Schrecken erfüllt. Sie begreift, daß man Antheil an dem Unglück seines alten Freundes nimmt, wenn man aber durch seinen Muth einem Unglück Einhalt gethan, durch Aussetzung des

eigenen Lebens das eines Nebenmenschen gerettet hat, sollte man mit sich zufrieden sein und sich keine Traurigkeit in unsern Zügen malen.

Diesen Betrachtungen gibt sich das junge Mädchen hin, indem sie ungeduldig auf das Erwachen ihres Vaters wartet. Endlich erscheint Hieronymus, er denkt nicht mehr an die Anstrengungen der Nacht, aber es strahlt nicht die gewöhnliche Heiterkeit aus seinen Blicken, und ohne ein Wort zu sagen, setzt er sich neben seine Tochter und sieht sie seufzend an.

„Mein Gott, was ist Euch denn, Vater?“ ruft Rosa beunruhigt aus; „ich habe Euch nie mit so betrübter Miene gesehen... ist Euch denn ein Unglück begegnet?“

„Ja, mir... und hauptsächlich Dir, Kleine!“

„Mir?... das verstehe ich nicht.“

„Ich will Dir Alles erzählen, mein Kind, denn Du mußt es doch früher oder später erfahren, damit... denn... schau'... Ich verwirre mich!... ich will Dir die Sache also ohne Umschweife mittheilen: durch Thätigkeit und Sparsamkeit war es mir gelungen, ein hübsches Sümmden von zehntausend Franken zusammenzubringen... ja, meine Tochter, zehntausend Franken freies Geld... ah, der Tausend! sie waren die Frucht fünfzehnjähriger Arbeit... und dieses Geld hatte ich für Dich gespart...“

„Für mich, mein Vater?“

„Ja, mein Kind, das war Dein Heirathsgut... es war zwar kein Vermögen, aber es wäre doch bei

einem geordneten fleißigen Gatten genug zur ersten Einrichtung gewesen. Wohlan, meine arme Tochter, diese Summe . . . ach, ich hatte nicht daran gedacht, sie auf Interessen anzulegen . . . ich verstehe Nichts von Geldgeschäften . . . diese Summe also bewahrte ich in einer Ecke auf, so wuchs sie an; denn weit entfernt, sie zu berühren, sagte ich immer bei mir: „Das ist meiner Tochter Heirathsgut, es muß sich vermehren und nie vermindern . . .“

„Mein gutes Väterchen!“

„Laß mich vollenden, mein Kind. Vor einem Jahre, Du wirst Dich dessen erinnern, stieß Thomassin ein großes Unglück zu; eine noch ärgere Feuersbrunst als die in der letzten Nacht verzehrte seinen ganzen Meierhof und machte ihn und seine Kinder obdachlos; die armen Leute mußten Geld haben, um ihre Wohnung wieder aufbauen zu lassen und ihre Geschäfte wieder beginnen zu können, und Niemand lieb ihnen welches, weil man sie für zu unglücklich hielt! Meiner Treu'! da kam mir der Gedanke, sie zu unterstützen . . . und ich brachte ihnen das zu Deiner Mitgift bestimmte Geld, um ihr Haus wieder aufbauen zu lassen.“

„O, Ihr habt Recht gehabt, mein Vater.“

„Du billigst es? . . . um so besser . . . o, ich weiß es wohl, daß Du es ebenso gemacht hättest wie ich! Ich wußte, daß Thomassin ein rechtschaffener Mann ist und es sich es angelegen sein liesse, mir das Geld wieder heimzuzahlen, sobald seine Geschäfte wieder im Gang sein würden . . . und schau', gerade heuer

war der Sommer gut und die Getreideernte vor-
 trefflich!... Erst vor wenigen Tagen sagte Thomassin
 zu mir: „Nachbar, in einigen Wochen kann ich Dir
 schon tausend Thaler heimgedenken“... Der arme gute
 Mann... er konnte die Ereignisse nicht voraussehen!
 ... Du weißt, was ihm diese Nacht geschehen ist...
 Thomassin ist auf's Neue in Armuth gestürzt, und
 Du wirst begreifen, daß ich nicht an die Summe
 denken darf, die er mir schuldig ist! Kann ich Etwas
 von Leuten verlangen, welche das Unglück verfolgt?
 O, weit entfernt davon, glaube ich, daß wenn ich
 noch über weiteres Geld zu verfügen hätte, ich es
 ihm wieder bringen würde, um ihm damit aufzuhel-
 fen. Aber das mag sein, wie es will, Du hast kein
 Heirathsgut mehr, mein armes Kind, und das macht
 mir so viel Kummer!“

„Wie, mein Vater, deshalb seid Ihr so traurig?“
 sagt Rosa, indem sie Hieronymus bei der Hand
 nimmt.

„Mein Gott, Kleine, es ist wohl der Mühe werth!“

„Sich des Geldes wegen zu betrüben?... O, ich
 versichere Euch, mein Vater, daß das nicht der Mühe
 werth ist. Mir ist es sehr gleichgültig, ob ich Ver-
 mögen habe oder nicht. Glaubt Ihr, daß wenn mich
 Jemand lieb genug hat, mich zur Ehe zu wünschen,
 er sich erkundigen werde, ob ich Geld habe?... O,
 ich bin überzeugt, er wird nicht darnach fragen...“

Hieronymus bemerkt nicht, mit welcher innigen
 Ueberzeugung seine Tochter von diesem Er spricht,
 den sie, seiner Meinung nach, noch nicht kennt; aber

er lächelt, indem er entgegnet: „Meine Kleine, Du sprichst wie ein siebenzehnjähriges junges Mädchen, welches noch keinen Begriff von der Welt hat! Ich, siehst Du, habe, obgleich ich meinen Pflug und mein Dorf kaum verlassen, doch genug Lebenserfahrung gesammelt, um zu wissen, daß das Geld die nothwendigste Sache ist, wonach die Menschen am meisten trachten, da es fast durchgängig viel zum Glück beiträgt. Es ist daher sehr ärgerlich, daß Dein Geld in den Flammen aufgegangen ist, denn ich habe fünfzehn Jahre an dieser Summe gespart, und Du kannst nicht noch ein Mal fünfzehn Jahre warten, bis Du Dich verheirathest. Deshalb habe ich bei mir gedacht: da ich Nichts mehr zur Versorgung meiner Tochter thun kann und diese, wenn ich sie bei mir behalte (ohne daß ich im Stande bin, ihr eine Mitgift mitzugeben), nur eine schlechte Parthie treffen und einen rohen, ihrer unwürdigen Menschen heirathen kann, so muß ich den Muth haben, mich von ihr zu trennen und sie zu ihren Onkeln nach Paris schicken. Diese sind im Stande sich ihrer anzunehmen, einen passenden Mann für sie zu finden, und sie werden, wenn sie ihre so artige, so hübsche Nichte sehen, welche sich so gut zu benehmen weiß, stolz auf sie sein, mir nicht genug danken können, daß ich sie ihnen zugeschiekt habe, und mit Freuden für Dein Glück Sorge tragen.“

Rosa-Maria ist ganz starr vor Staunen über ihres Vaters Worte; als er zu sprechen aufgehört hat, blickt sie ihn bekümmert an und stammelt:

„Wie? Ihr wollt mich von Euch entfernen?... Ihr wünscht, daß ich Euch verlasse?“

„Um Deines Glückes willen, mein Kind. O, ich brauche Dir nicht zu sagen, wie schwer es mich ankommt... Du weißt es so gut als ich... allein man muß Muth haben. Dieser Gedanke beschäftigt mich seit ich von Thomassin zurück bin, denn ich habe nicht geschlafen und wohl eingesehen, daß nicht zu zaudern ist...“

„Aber, Vater, ich langweile mich ohne Euch.“

„Poß Kuckuk! ich langweile mich noch viel mehr! Es handelt sich aber darum, vernünftig zu sein; außerdem ist die Trennung ja nicht auf ewig! Wir sind auch keine zweihundert Stunden von einander entfernt... und ich komme manchmal nach Paris, um Dich zu besuchen, dann...“

„Wenn mich aber meine Oheime nicht gut aufnehmen... mich nicht bei sich zu behalten wünschen?“

„Das ist nicht möglich!... allein es mag gehen wie es will, so bleibt Dir Deines Vaters Haus immer noch übrig und Du kannst stets wieder hierher zurückkehren!“

„Und Ihr begleitet mich nicht zu Euren Brüdern?“

„Nein! Erstens, liebes Kind, ist meine Gegenwart hier sehr nothwendig... ich verdiene nur so viel, daß ich mich ehrlich durchbringen kann... es ist jetzt nicht davon die Rede, müßig herumzustreichen; dann ist es vielleicht auch der arme Thomassin bedürftig, daß man ihm thätig unter die Arme greift und ein bißchen für ihn arbeitet... Soll man ihm den Rücken

zukehren, weil er zu Grunde gerichtet ist? Auch denke ich, daß Dich Deine Onkel, wenn Du allein zu ihnen kommst, weit weniger fortschicken können... O, sie würden es nicht über's Herz bringen... und wenn sie Dich erst kennen, haben sie Dich bald lieb. Wer könnte auch anders? Es bleibt also dabei, es ist eine ausgemachte Sache, und da wir Entschlossenheit zeigen müssen, triffst Du heute Deine Vorbereitungen, packst Deine Effekten in einen Koffer und gehst morgen nach Paris."

"Morgen?"

"Ja! ich gebe Dir das Geleite bis Fontainebleau, dort steigt Du in einen Wagen, der Dich bis Corbeil führt, wo Du Dich auf die Eisenbahn setzt und in einer Stunde darauf bist Du in Paris. Wir haben zum Glück die genauen Adressen meiner beiden Brüder, die uns Better Brouillard gegeben hat. Du nimmst das Papier mit, auf welches Du sie aufgeschrieben hast, gibst fein recht Acht, daß Du es nicht verlierst; im Uebrigen bist Du nicht ungeschickt, weißt Dich gut auszudrücken und es wird Dir Jedermann in Paris Deinen Weg zeigen können."

Hieronymus küßt seine Tochter, indem er sie nochmals versichert, daß sein Entschluß unwiderruflich sei, dann begibt er sich heitern Muthes an seine Arbeit, denn er ist überzeugt, daß der von ihm gefaßte Plan das Glück seiner Tochter sicherstellen und der angenehme Aufenthalt in Paris Rosa's früheren Frohsinn wieder erwecken und die frische Farbe ihrer Wangen zurückrufen werde.

Was die Jungfrau betrifft, so weiß diese vielleicht selbst nicht recht, was in ihrem Innern vorgeht; sie empfindet einen lebhaften Schmerz, ihren Vater verlassen zu müssen, aber mitten in ihrem Kummer tritt bisweilen ein Gedanke vor ihren Geist: der junge Mann, welcher ihr Bild gemacht hat, lebt in Paris, und sie hofft, wenn sie in derselben Stadt mit ihm wohnt, ihm begegnen zu können. Es ist unstreitig einigermaßen Unrecht, in dem Augenblicke, wo sie ihren Vater verlassen soll, an den jungen Maler zu denken; aber was wollt Ihr machen? die Menschheit ist einmal so, und ohne Zweifel würde Rosa-Maria ohne die Erinnerung an Leopold noch ungerner nach Paris gereist sein.

Am folgenden Morgen war das junge Mädchen mit ihren Vorbereitungen zur Reise fertig; sie hatte ein kleines Strohhütchen aufgesetzt, welches etwas tief in ihre Stirne hereinging und theilweise ihr hübsches Gesichtchen verbarg; ihr Anzug war einfach, aber passend und züchtig. Hieronymus hatte seine neue Blouse angezogen und seinen breit geränderten Hut aufgesetzt. Er blickte stolz auf seine Tochter und rief aus: „O, meine Brüder werden mir danken, daß ich Dich ihnen zugeschickt habe.“

In einer Ecke der untern Stube weinte die alte Manon und sprach kein Wort.

„Ei, Manon,“ sagt der Landmann, auf die alte Magd zutretend, „ich weine nicht, und Du kannst Dir wohl denken, daß es mir wehe thut, mich von meiner Tochter zu trennen.“

„O, Ihr... Ihr seid ein Mann!“ entgegnet Manon;
 „außerdem spielt Ihr jetzt den Muthigen, aber wenn
 Ihr wieder zurückkommt, weint Ihr so gewiß als ich.“

„Das ist nicht wahr! Der Gedanke, es sei das
 Glück meiner Tochter, wird mein Herz stärken.“

„Wohlan, ich bin selbstsüchtiger, denn ich möchte
 mich nicht von Denen trennen, bei denen ich gerne
 bin! Also adieu, Mamselle, kommt bald wieder,
 falls es Euch in Paris nicht gefällt... Wenn übrige
 gens alle Eure Verwandten sind wie Better Brouil-
 lard, der vergangenen Monat hier war, so mag es
 nicht die angenehmste Gesellschaft sein.“

„Poß Sapperment, Manon, schweig doch! Sag,
 meine Tochter, hast Du Alles bei Dir, was Du
 brauchst?“

„Ja, Vater... Ach, mein Gott, jetzt fällt mir's
 erst ein... es wird aber nicht der Mühe werth
 sein!...“

„Was denn, mein Kind?“

„Ich erinnere mich des kleinen Pistoles, welches
 ich gefunden habe... Ihr wißt es schon, Vater...“

„Ja... hast Du es nicht bei Dir?“

„Nein... ich meine, es sei mir in Paris über-
 flüssig.“

„Im Gegentheil, mein Kind, im Gegentheil, nach
 Allem, was Du mir erzählt hast, kannst Du eher
 in Paris als irgend sonst wo den Eigenthümer ent-
 decken.“

„Glaubet Ihr? Aber wenn ich ihn in der That
 entdeckte, was müßte ich thun?“

„Klug zu Werke gehen und vorher Deine Onkel oder irgend Jemand, der Deine Handlungen leiten könnte, um Rath fragen. Jedenfalls nimm die Waffe mit und verwahre sie sorgfältig in Deinem Koffer. Vergiß aber besonders nicht, was ich Dir anempfohlen habe. Sage Niemand Etwas von Deinem Abenteuer im Walde, damit, wenn Dich der Zufall mit einem der Räuber zusammenführt, dieser nicht weiß, daß Du Zeugin seines Verbrechens gewesen bist! Das ist von großer Wichtigkeit, mein Kind!“

„Ich werde zu schweigen wissen, Vater, ich verspreche es Euch.“

Die Jungfrau holt das Pistol an dem Orte, wo sie es verborgen hat und legt es zu unterst in ihren Koffer, den ihr Vater einem kleinen Bauernjungen aufladet, der sie nach Fontainebleau begleitet.

Dann gibt Rosa-Maria der alten Magd einen Kuß, wirft noch einen Blick nach ihrem Fenster, ihrem Garten, ihren Blumen und hängt sich an den Arm ihres Vaters, der mit ergriffener Stimme sagt: „Es ist Zeit fortzugehen, mein Kind.“

Vater und Tochter machen sich auf den Weg und der Knabe mit dem Koffer folgt ihnen. Unterwegs drückt Hieronymus den Arm seiner Tochter oft zärtlich und Rosa thut ein Gleiches, ohne im Stande zu sein, ihre Gefühle auszusprechen; sie verstehen sich aber dessenungeachtet Beide.

Der Weg kommt ihnen kurz vor, obgleich sie ihn fast wortlos zurücklegen. In Fontainebleau angelangt, begeben sie sich unverzüglich an den Ort, wo

sich der nach Corbeil abgehende Wagen befindet. Hieronymus erblickt mit Vergnügen in dem Conduc-
teur einen alten Bekannten. Während er bei Auf-
packung des Koffers hilft, empfiehlt er ihm seine
Tochter; hierauf kehrt er zu Rosa-Maria zurück.

„Bertrand fährt Dich nach Corbeil,“ sagt er;
„ich kenne ihn, es ist ein braver Mann, er wird Dich
überwachen und Sorge tragen, daß Dein Koffer auf
die Eisenbahn kommt. Ich bin jetzt weit ruhiger,
mein Kind, denn nun bin ich überzeugt, daß Du
ohne Widerwärtigkeiten nach Paris gelangst, und bist
Du einmal dort, so wirst Du die Wohnung Deiner
beiden Onkel schon finden können . . . Geh’ zuerst
zu Nicolaus, er ist der Aeltere, ihm bist Du den
ersten Besuch schuldig, und wenn es Dir bei ihm
gefällt, so bleibe. Hier hast Du Geld . . . es sind
fünfundzwanzig Franken . . . stecke sie in Deine
Tasche.“

„Wozu mein Vater?“

„Man muß immer Geld bei sich haben, meine
Kleine; man weiß nicht, was Einem begegnen kann.
Außerdem mußt Du Deinen Platz auf der Eisenbahn
bezahlen und Du nimmst einen von den ersten, hörst
Du? . . . Ich gebe nicht zu, daß Du in einem der
Waggon* sitzt: Du mußt Deinen Platz in einem
gepolsterten Wagen nehmen; und wenn Du etwa
in Paris fahren willst . . .“

„O, ich kann wohl gehen, Vater!“

* Unter Waggon versteht man gewöhnlich die offenen, un-
bedeckten, nicht gepolsterten Wagen.

„Ach, der Kuckuk! den Brief, den ich an meinen Bruder geschrieben habe, hätte ich beinahe vergessen, Dir zu geben.“

Hieronymus zieht einen Brief aus der Tasche und überreicht ihn seiner Tochter mit den Worten: „Schau', mein Kind, den überbringst Du ihnen . . . Ja, ich schreibe freilich nicht wie Du, aber meine Brüder kennen meine Handschrift schon und wissen wohl, daß ich kein Gelehrter bin. Die Hauptsache ist, daß ich ihnen darin sage, ich schicke ihnen meine rechtschaffene, tugendhafte, arbeitsame Tochter . . . kurz, einen wahrhaften Schatz, den ich ihrer Obhut anempfehle. Was Dich anbetrifft, Rosa, so habe ich Dir keinen Rath zu geben, denn ich kenne Dein Herz, Deinen Verstand, Deine Grundsätze . . . ich weiß, daß Du nie von dem Pfade der Tugend weichen wirst und deshalb lasse ich Dich beruhigt nach Paris gehen.“

Statt aller Antwort umarmt Rosa-Maria ihren Vater und sagt mit jenem Ausdruck, der von Herzen kommt, zu ihm: „Ich will Eurer immer würdig sein und nie vor meinem Vater erröthen müssen.“

„Schnell in den Wagen, Mamselle, wir fahren sogleich ab.“

Die Stimme des Kutschers durchbebte den guten Landmann, denn sie verkündete, daß der Augenblick der Trennung gekommen war.

„Schon?“ murmelt das junge Mädchen, ihren Vater anblickend.

Und zwei große Thränen flossen aus ihren Au-

gen. Aber Hieronymus will sich nicht weich machen lassen; er führt Rosa = Maria zu dem Wagen, hilft ihr selbst einsteigen und entfernt sich, während er ihr noch zuruft: „Du schreibst mir, mein Kind, Du schreibst mir und besuchst mich, wenn Dir die Zeit zu lang wird! . . . Sei vernünftig, dann wirst Du glücklich werden! . . .“

Bald darauf hört man die Peitsche knallen, die Pferde traben davon und der Wagen fährt mit Der, welche das ganze Glück und den ganzen Stolz Hieronymus' ausmacht, Corbeil zu.

Jetzt erst fährt Rosa's Vater mit der Hand über seine Augen und stößt einen tiefen Seufzer aus, indem er bei sich selbst spricht: „Nun werde ich sehr einsam sein . . . aber es geschieht zu ihrem Glücke . . . denn sie fing an traurig zu werden . . . ihre Gesundheit und ihre Heiterkeit gingen verloren . . . sie muß sich im Dorfe gelangweilt haben . . . ich that wohl daran, sie nach Paris zu schicken, sie wird dort glücklicher sein . . . dieser Gedanke soll mich trösten.“

Damit tritt Hieronymus wehmüthig den Rückweg in sein Dorf an.

Zweites Kapitel.

Eine Reise auf der Eisenbahn.

Versehen wir uns auf den Eisenbahnweg, der von Orleans nach Paris führt, in einen dieser Wa-

gen oder Dilligencen, wie sie genannt werden, wo die Reisenden auf ziemlich weichen Polstern sitzen und vor dem Einflusse der Witterung geschützt sind.

Der Wagen, welcher zehn Plätze in sich faßt, ist mit neun Personen angefüllt.

In einer Ecke fällt zuerst eine große starke Frau von fünfundvierzig Jahren in die Augen, welche den Vorzug hat, fünfzigjährig zu scheinen. Ihr etwas kupferfarbiger Teint und ihre große platte Nase verleihen ihr eine bedeutende Aehnlichkeit mit einer Beduinin; sie hat dabei übrigens noch ziemlich lebhaft schwarze Augen, auch noch ordentliche Zähne, und ihre Häßlichkeit würde nicht auffallen, wenn sie sich nicht so eitel frisirte und kleidete und durch ihre Manieren und ihr Gespräch die Blicke und Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte.

Neben dieser Dame sitzt ein fünfzigjähriger, kleiner aber breitschultriger, vierschrotiger Mann mit einem großen Kopfe, aber einer niedern schmalen Stirne: die Haare fallen ihm fast über die Augen herein, seine Augen sind stechend und ausdruckslos, seine Nase sehr kurz, die Backenknochen treten sichtlich hervor, der Mund ist einfältig, kurz, die ganze Physiognomie gemein, aber trotzdem ist die Miene desselben sehr zuversichtlich, beinahe unverschämt, wenn er glaubt, man sehe ihn an; dieses ist das Aeußere der Person, welche die Dame, seine Nachbarin, bald Herr St. Godibert... bald mein liebes Herz... bald mein Männchen oder mein Gemahl nennt... je nachdem sie bei Laune ist; unterwegs

hieß die große Frau ihren Mann beinahe immer Herr St. Godibert.

Neben diesem Herrn sitzt ein etwa zwanzigjähriger Jüngling, der wie alle jungen Leute von Paris, die sich gut anzuziehen wissen und Vermögen haben, gekleidet ist. Er ist nicht hübsch, obwohl in seinen Zügen nichts Unangenehmes liegt; allein seine Adler- nase, sein eingekniffener Mund, seine blaßblauen Augen und seine hellbraunen Haare, die jedes einzeln betrachtet, tadellos sind, machen ein nichtsagen- des Ganzes aus, dem jeder Reiz abgeht; endlich fehlt es dem jungen Mann an einer freien, offenen Miene und seine einschmeichelnden Augen blicken im- mer seitwärts; vielleicht muß man das Zurückhal- tende seines Wesens der Schüchternheit zuschreiben, die er stets in Gegenwart seines Vaters, Herrn St. Godiberts, und besonders seiner Mutter empfindet, welche viel Unterwürfigkeit und Respekt von ihrem Sohne verlangt.

Die daneben befindliche Person, welche, weil ein Platz unbesezt ist, die andere Ecke einnimmt, ist ein bejahrter Mann; dieser ist dergestalt in seinen Pa- letot eingewickelt, mit einer schwarzseidenen Mütze, einer ungeheuren Perrücke und einer mit Pelz ver- brämten Reisekappe bedeckt, daß man kaum sein Ge- sicht sieht, denn trotzdem, daß es erst Ende August ist, ist der Herr doch eingehüllt, als ob er erfrieren müßte. Beim Einsteigen in den Wagen hatte er mehrere runde grünlederne Kissen unter dem Arme, wie man solche gewöhnlich auf seinen Lehnstuhl oder

Sessel legt, wenn man mit einer gewissen Krankheit behaftet ist, die Einem das Sitzen schwer macht. Der Herr hat zuerst zwei seiner Luftkissen über einander auf seinen Platz gelegt und sich, um zu probiren, ob dieß hinreichend sei, unter fürchterlichem Stöhnen, Fluchen und den kläglichsten Grimassen darauf gesetzt; seine Miene behielt auch während der ganzen Reise den griesgrämigen, beinahe zornigen Ausdruck bei, den sie bei seinem Niedersitzen angenommen hatte.

Ein solcher Reisegefährte gehört nicht zu den beliebtesten; da man aber unter dem Pelzwerk und den doppelten Westen des alten Herrn eine prachtvolle Diamanten-Stecknadel und an den Fingern zwei Edelsteine von seltener Schönheit glänzen sah, so betrachtete ihn das Ehepaar St. Godibert mit einer Art Hochachtung, und der Gatte hatte mehrmals die Aufmerksamkeit so weit ausgedehnt, daß er zu seinem Sohn gesagt hatte: „Julian, nimm Dich in Acht, daß Du den Herrn nicht genirrst ... laß ihm gehörig Platz ... er scheint unwohl ... setze Dich nicht zu dicht neben ihn!“

Dem jungen Mann war durchaus Nichts daran gelegen, sich dem Herrn mit den Luftkissen zu nähern und dieser erwiderte Herrn St. Godiberts Höflichkeit mit einer Art Begrünze, aus dem man folgende Worte unterschied: „Ach, der Kuckuk! ... ja ... ja ... Platz! ... ich habe genug! ... Ach, Sapperment! ... wenn sie wüßten, was mir wäre, würden sie nicht so unruhig sein.“

Auf der andern Bank saß Frau St. Godibert, gegenüber ein schön frisirter Herr, der über sich selbst, über die Fahrt auf der Eisenbahn, über die Reisegesellschaft, kurz, über Alles entzückt schien; keine zwei Minuten vergingen, ohne daß dieser Herr mit seinem frischen Teint und seinen rothen Lippen (der jenen Wachs puppen gleich, die man so prächtig frisirt in den Läden der Haarkünstler sieht), seine Cravattenzipfel betrachtete und seinen Backenbart strich. Er war mit allen möglichen Wohlgerüchen einbalsamirt, es war eine Mischung von Jasmin-, Rosen- und Patchouli-Duft, daß man nicht wußte, welcher der stärkste war, der Einem aber so stark in die Nase stieg, daß es die Kopfnerven angriff.

Neben diesem Herrn saß ein junges hübsches Frauenzimmer mit einem pikanten, heitern, sogar lockenden Gesichte, schönen dunkelblauen Augen, die sie selten zu Boden schlug, rothigen Lippen, schneeweissen Zähnen, einem schelmischen Lächeln, braunen Haaren, kurz, einem höchst angenehmen Körper, dem ein mäßiges Embonpoint, das die Formen hob, und eine entzückende Taille noch mehr Reiz verlieh.

Der Anzug dieses jungen Frauenzimmers war kokett und ganz geeignet, ihre Vorzüge geltend zu machen und deutete eher ein vergnügungssüchtiges Weib als eine Dame von Stand an. Ihr kleines Hütchen saß tief in der Stirne und gestattete den Anblick ihres boshaften Gesichtchens nur, wenn sie es gern wollte; aber dieß war gleichfalls wieder eine Manier, die Neugierde und das Verlangen zu

erwecken; die Männer sind immer weit verliebter, wenn es sie Schwierigkeiten kostet, als wenn sich ihnen der Sieg so leicht darbietet.

Tief in's Gesicht gehende Hüte werden immer von Frauenzimmern getragen werden, welche ihre Interessen verstehen. Wollet ihr einen Beweis davon haben, so gehet einmal mit mehreren Damen an einen öffentlichen Ort, wovon eine einzige einen Hut auf hat, der es kaum gestattet, ihre Züge zu betrachten, während die andern eine Kopfbedeckung auf haben, welche ihr hübsches Gesicht nicht verbirgt, so werdet ihr sehen, daß die Männer der Schönheit, die sich offen zeigt, weit weniger Aufmerksamkeit widmen als der Dame, welche die Blicke zu meiden scheint, und auf diese werden unaufhörlich ihre Augen und ihre Vornetten gerichtet sein.

Der wohlriechende Herr mußte nicht der Gatte des hübschen Frauenzimmers sein, das sah man an der Art, wie er mit ihr sprach und der Aengstlichkeit, womit er befürchtete, Etwas an ihr zu zerknittern oder sie an den Hut zu stoßen.

Die Dame ihrerseits schien, während sie sich mit ihrem Reisegefährten unterhielt, weit mehr damit beschäftigt, zu kokettiren und besonders die sehr ausdrucksvollen Liebesblicke ihres Nachbarn zur Rechten zu erwiedern.

Dieser Nachbar war ein höchst eleganter, ziemlich hübscher junger Mann, der besonders jene völlig leichtsinnige Miene besaß, die oft zur Verführung eines Frauenzimmers hinreicht. Er hatte eine etwas

dunkle Haut, ein kühnes Auge und einen spöttischen Anflug in seinen Zügen. Seine breite, ein wenig gewölbte Stirne war von einem Wald pechschwarzer Haare umschattet; sein Schnurr- und Backenbart waren von derselben Farbe. Der junge Mann war groß, schlank, schön gebaut und schien seine Vorzüge sehr gut zu kennen.

Nächst diesem saß noch ein junger Mann, der etwas älter schien als sein Nachbar und außerdem nicht sowohl durch seinen Anzug, denn beide Herren waren sehr gut und äußerst elegant gekleidet, als durch seine Gestalt und sein Gesicht einen auffallenden Contrast mit ihm bildete.

Derselbe war von mittlerer Größe und verhältnißmäßigen Formen, aber sein von Blatternarben entstelltes Gesicht war entsetzlich häßlich. Seine tief in Fleischwulsten liegenden Augen glichen zwei von einer schwachen Nachtlampe erhellten Löchern; öffnete sich sein Mund, so sah man eine Reihe Zahnlücken, und an seiner Nase, auch ein Opfer der Masern, war ein Nasloch weit größer als das andere.

Das Ganze war für die Gegenübersitzenden kein angenehmer Anblick, und der Ausdruck der Züge des jungen Mannes, worin Neid, Bosheit und Aerger über seine Häßlichkeit ausgesprochen lagen, war nicht von der Art, den unangenehmen Eindruck zu mildern.

Den fünften Platz endlich, in der entgegengesetzten Ecke nahm ein sehr magerer, etwa vierzigjähriger Mann ein, der von dem Kopf bis zu den Füßen höchst schmutzig war. Er hatte einen alten, abge-

schabten, schwarzen, fleckigten und an mehreren Orten geflickten Ueberrock an, der ihm kaum die Hälfte der Schenkel bedeckte, außer diesem trug er ein Paar olivenfarbige oder gelbe Beinkleider (die Farbe derselben war schwer zu unterscheiden). Diese Beinkleider waren gleichfalls an verschiedenen Orten beschmutzt und überdies war in jedes Knie ein vieredriges Stück hineingeflickt, welches, weit neuer als der übrige Stoff, noch eine gewisse Frische hatte, die merklich mit der ganzen übrigen Kleidung abstach. Obgleich diese Hose nur bis an den Knöchel reichte, war doch an dem linken Beine ein Steg daran, an dem rechten fehlte er, wahrscheinlich in Folge eines unvorhergesehenen Ereignisses; große plumpe Stiefeln, welche dem Anscheine nach schon viel Wege gemacht hatten, ohne je gesäubert worden zu sein, vollendeten unterhalb das Kostüm dieser Person.

Die Bekleidung des Oberkörpers entsprach dem Uebrigen. Ein ausgefaserter, zerrunzelter, schwarzer Stoff stellte die Weste vor, ein buntfarbiges, strickartiges Mastuch diente ihm als Halsbinde; es war so fest umgebunden, daß man hätte glauben können, der Reisende habe es versucht, sich unterwegs zu erwürgen. Aber das Eigenthümlichste des ganzen Anzugs war ein kleiner schwarzer Tuchkragen, der den Ueberrock bedeckte und, je nachdem es der Eigenthümer wünschte, als Crispin, Mantel oder Schutzkleid diente, in der That aber weder vor der Kälte noch dem Regen schützte, weil er kaum bis über den Oberarm herabging.

Zur ganzen Toilette dieses Mannes gehörte auch noch ein runder Hut. Dieser in seiner Art einzige, weder Castor- noch Seidhut, welcher gewiß der Mühe werth war, gesehen zu werden, schien aus einem Stück Merino verfertigt worden zu sein. Er war sehr niedrig, schmälrändrig und der Stoff bildete um die ganze Form herum zwar nicht reichliche, aber sehr ungleiche Falten.

Denket euch unter diesem sonderbaren Hute einen Rosakopf, eine fast gänzliche Abwesenheit der Nase, denn was sie vorstellen sollte, war in der Mitte so eingefallen, daß man Nichts als zwei gen Himmel stehende Löcher sah. Sowie ich sie geschildert, ist die Person, die sich gegenüber von dem Herrn mit den ledernen Kissen in einer Ecke befindet und nicht daran gewöhnt scheint, in so schöner Gesellschaft so weich zu sitzen; er betastet von Zeit zu Zeit mit bloßen Händen (denn er hat keine Handschuhe an) den Stoff, womit die Polster überzogen sind und murmelt dann vor sich hin: „Das ist schön... das ist gut... das muß theuer sein... das sind herrliche Wagen, man sitzt köstlich darin; allein, wenn ich keine Eile hätte, wäre ich doch nicht hereingegangen! Sie sagen zu Einem, die Waggonen seien voll, es gebe keine Plätze mehr darin, um Einen zu nöthigen mehr zu bezahlen; glücklicher Weise muß Bichat die Reisekosten tragen!“

Dieser Monolog hatte in dem Augenblicke begonnen, wo der Herr mit dem Merinohut in den Wagen gestiegen war, und er war zuerst eingestie-

gen, deshalb hatte er seinen Platz in einer Ecke genommen.

So oft Jemand nach dem schmutzigen Herrn in den Wagen stieg, zog er seinen Hut ab und murmelte: „Gott grüß Sie, mein Herr, Madame und die ganze Gesellschaft.“

Diese Höflichkeit wurde von den Reisenden wenig beachtet, die meisten erwiederten sie nicht; gewöhnlich wendeten sie, wenn sie Den, der sie begrüßte, angesehen hatten, verächtlich den Kopf ab, gleichsam als wenn sie es nicht der Mühe werth hielten, das Wort an ihn zu richten.

Die Familie St. Godibert hatte zuerst gegenüber von dem Manne mit dem Merinohute Platz genommen, aber da dieser nicht aufgehört, sie zu grüßen und ihnen zuzulächeln, hatte die Dame schnell ihren Sitz verändert, ihr Gatte und ihr Sohn waren ihr nachgerückt und alle Drei richteten ihre Blicke nach dem entgegengesetzten Kutschenfenster in der Hoffnung, daß dadurch die Freundlichkeit des Reisenden, der sich bemühte, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, abgeschnitten werde; ein Bestreben, welches sie von einem so schlecht gekleideten Menschen für sehr unpassend hielten.

Der schön frisirte Herr und die ihn begleitende Dame wurde mit denselben Grüßen empfangen. Die pikante Brünette hatte zuerst den Platz in der Ecke eingenommen, als aber der schöne Schwarzhaarige eingestiegen war, trat die Dame ihren Sitz, unter dem Vorwand, die Augen thäten ihr wehe, wenn sie

die Landschaft so schnell an sich vorbeischießen sehen müßte, an ihren Herrn ab.

Was den alten, auf den Lederkissen sitzenden Herrn betrifft, so hatte dieser die Artigkeiten seines vis-à-vis nur mit einem dumpfen Gebrumme und deutlichem Fluchen beantwortet und den Mann mit dem Merinohute so bössartig angesehen, daß dieser es nicht mehr gewagt hatte, ihm zuzulächeln noch ihn zu grüßen.

Der große schwarzhaarige junge Mann stieß einen Schrei der Verwunderung aus, als er die Familie St. Godibert im Wagen erblickte.

„Wie?“ rief er aus, „meine Tante, mein Onkel und Julian auf der Eisenbahn? . . . Ach, welches Zusammentreffen! Welcher Zufall! . . . Meine Tante fürchtete sich sonst vor dieser Art zu reisen.“

„Das heißt,“ entgegnete die große Dame, „Ihr Onkel hatte Angst vor den Eisenbahnen, nicht ich! Ich hatte hundert Mal den Wunsch ausgesprochen, auf diese Weise nach Rouen zu gehen . . . Ja, Friedrich lachen Sie nur . . . Ach, Herr Richard ist, glaub' ich, bei Ihnen!“

Diese Worte wurden an Herrn Friedrichs Nachbar, den jungen Mann mit den ungleichen Naslöchern, gerichtet. Er beeilte sich, eine tiefe Verbeugung vor Frau St. Godibert und ihrem Manne zu machen, dann reicht er ihrem Sohn die Hand und sagt: „Guten Tag, Julian, wie geht es?“

„Sehr gut, ich danke Ihnen,“ erwiedert der junge St. Godibert, der seinem Vetter Friedrich bereits die Hand gedrückt hat.

Herr St. Godibert, der sich gerade schneuzte und seiner Frau noch nicht geantwortet hatte, versetzte nun mit wichtiger Miene: „Ich habe nie die mindeste Furcht vor den Eisenbahnen gehabt, meine Vorzügliche; aber ich wollte Ihnen nicht zuwider sein und Sie nicht veranlassen, aus Gefälligkeit für mich zu thun, was Ihnen unangenehm gewesen wäre.“

„So viel ich weiß, ist das nicht meine Gewohnheit... Warum wollten Sie durchaus nach Orleans, als ich Rouen zu sehen wünschte?“

„Wegen der Tonnelles, meine Vortreffliche.“

„Tunnels, sagt man, Onkel!“ ruft der große junge Mann lachend aus, indem er der hübschen Brünette, seiner Nachbarin, einen Blick zuwirft, welche ihn alsbald mit einem sehr ermutigenden Lächeln erwiedert.

„Tunnels also!... ich wußte wohl, daß ich mich falsch ausdrückte... jedenfalls sind es unterirdische Gänge... Du kannst sie nicht leiden, Angelika; Du haßest die Dunkelheit, da Du sogar zum Schlafen Licht brennst.“

„Das ist richtig, ich gestehe, unter dem Boden zu reisen, scheint mir sehr gewagt, da ich aber einmal entschlossen war...“

„Wozu solltest Du unangenehme Empfindungen in Dir erregen! Ich habe Dich zuerst nach Orleans geführt, weil da keine langen unterirdischen Gänge zu passiren sind; wir gehen später nach Rouen.“

„Sie fürchten sich sicher alle Beide,“ flüsterte der blatternarbige junge Mann seinem Nachbar in's

Ohr und dieser, den man Friedrich heißt, fährt, die verführerische Brünnette sanft an's Knie stoßend, fort: „Ich liebe die Tunnels leidenschaftlich, denn ich weiß nichts Unterhaltenderes, als mit unbekanntem Personen in der Dunkelheit zu reisen! . . .“

„Es sind Lampen da. Man hat mir gesagt, es seien Laternen in den Wagen angezündet, sonst würde man, meiner Treu! . . . Geschichten machen.“

Diese Worte kamen aus dem Munde des Rosafenkopfes mit dem faltigen Hute. Niemand gibt ihm eine Antwort. Die St. Godiberts thun, als hören sie Nichts, die hübsche Brünnette ordnet ihre Haare, ihr Begleiter streicht seinen Backenbart und der Alte mit dem Diamanten stöhnt und flucht vor sich hin: „Ach, der Teufel! . . . ach, in solchem Zustande reisen müssen! . . . Was liegt mir daran, ob es hell oder . . . oder dunkel ist! . . . O weh!“

„Sie haben also,“ fragt der junge schwarzhäarige Mann, „ohne Weiteres eine Lustparthie gemacht, lieber Onkel, nicht wahr? und bloß zu Drei?“

„Wir haben meinem Bruder, dem Schriftsteller, den Vorschlag gemacht, auch daran Theil zu nehmen, aber er hat es ausgeschlagen, indem er diesen Sommer schon in Fontainebleau gewesen ist.“

„Ach, in der That, ich erinnere mich, daß mich vor ungefähr sechs Wochen mein Onkel Mondigo aufforderte, ihn auf einer Landparthie zu begleiten . . . ich hatte sogar meiner hübschen Tante versprochen, mit Derneſty nachzukommen, aber es war mir unmöglich . . . Ich entsinne mich ebenfalls, daß die

Marmodin und Herr Roguet von der Parthie sein sollten, und offen gestanden, das munterte mich nicht recht zur Theilnahme auf. . . o, wenn nur Madame Marmodin dabei gewesen wäre, dann hätte ich mir es gefallen lassen; sie ist liebenswürdig, unterhaltend, sogar sehr heiter; aber ihr Mann! ach. . . großer Gott! der ist wahrhaft unaushaltbar mit seiner Manie, von den Römern zu erzählen. . . ihre Fußbekleidung, ihren Mantel und ihre Tunika zu schildern. . . Ich bitte Sie, was liegt mir daran, ob die Patrizier andere Schuhe hatten als die Plebejer! . . . Ich bin durchaus kein Liebhaber des Alterthümlichen. . . ich betrachte tausend Mal lieber ein nettes Häubchen oder ein reizendes Capothütchen auf dem Kopfe eines hübschen Frauenzimmers, als daß ich mich um die Moden der früheren Zeiten bekümmere.“

„Und außerdem,“ versetzte Herr Richard, Friedrich am Ellbogen stoßend, und auf den rechts sitzenden Kosakenkopf deutend, „haben wir in gegenwärtiger Zeit auch sehr interessante Kopfbedeckungen!“

Der große junge Mann, der bisher ausschließlich mit seiner Nachbarin beschäftigt gewesen, hatte den Herrn mit dem einzigen Stege nicht beachtet, als er aber den Merinohut mit den Falten in's Auge faßte und das darunter befindliche Gesicht sah, brach er in ein lange anhaltendes schallendes Gelächter aus, von dem auch Herr Richard und seine Nachbarin angesteckt wurden; der Begleiter der hübschen Brünette glaubt ebenfalls lachen zu müssen, obgleich er nicht weiß warum.

„Ja, wahrhaftig, das ist köstlich, das ist unbezahlbar!“ schreit Friedrich, bis zu Thränen lachend, „das ist eine Reise nach Orleans werth . . . so Etwas sieht man selbst in der Kunstausstellung nicht!“

„Man sollte es übrigens mit einem Erfindungspatent belohnen,“ sagt der Blatternarbige.

„Um so mehr, als der Gegenstand unzerstörlich ist . . . Ha, ha, ich hätte große Lust, einen Versuch damit zu machen! . . .“

Ein strenger Blick seiner Tante hält Friedrich von diesem tollen Vorhaben ab, zu dessen Ausführung er sonst gleich bereit gewesen wäre. Die hübsche Nachbarin stimmt mit in seine Heiterkeit ein und schielt ihn, während sie ihr Gesicht mit dem Taschentuch bedeckt, um ungestörter zu lachen, von der Seite an. Das Ehepaar St. Godibert hält es unter seiner Würde zu lachen; aber ihr Sohn macht es wie sein Vetter, und der parfümirte Herr beugt sich zu seiner Dame hinüber und fragt mit erzwungenem Lachen: „Was gibt es denn so Komisches, meine liebe Irma? . . . ich habe es nicht recht verstanden.“

Das junge Frauenzimmer zuckt flüchtig die Achseln und antwortet: „Ach, mein Gott, was soll ich Ihnen sagen, wenn sie nicht sehen, was Jedem in die Augen springt?“

„Ach gut! . . . ach ja . . . Ach, jetzt weiß ich es!“ ruft der junge Mann aus, der ebenso klug scheinen will als die Andern, aber so wenig versteht wie vorher.“

Der alte Herr mit dem Diamanten ist der Ein-

zige, der während dieser allgemeinen Heiterkeit flucht, stöhnt und Grimassen schneidet. Was Den betrifft, welcher die Veranlassung dazu gegeben, so ist er weit entfernt, sich für den Gegenstand des Gelächters zu halten, er sieht durch beide Rutschenschläge durch und fragt: „Was hat man gesehen?... Ich habe Nichts gesehen... es geht so schnell... Bichat hat mir geschrieben: ‚Du mußt mir erzählen, was Du unterwegs gesehen hast...‘ Aber der Teufel! was kann man sehen, wenn man fliegt wie ein Vogel.“

Friedrich, der den Mann mit dem Merinohute von Oben bis Unten gemustert hatte, sagte halblaut: „Es paßt Alles mit der Kopfbedeckung zusammen: der kleine Kragen, die Beinkleider, kurz, der ganze Aufzug! ... O, ich muß durchaus erfahren, wer dieser Mensch ist!“

In einer Weile beugt sich Herr Friedrich zu dem Nachbar seines Freundes Richard herüber und spricht: „Sie haben vielleicht nicht bemerkt, mein Herr, daß Ihnen unterwegs ein Unfall begegnet ist und Sie Etwas verloren haben?“

„Ich?“ entgegnet der Reisende, „ich soll Etwas verloren haben?... Jedenfalls weder meine Uhr noch mein Rastuch, denn ich trage keines von beiden bei mir!“

Man sieht sich gegenseitig an und Herr Richard rückt von seinem Nachbar weg, indem er vor sich hin murmelt: „Er trägt kein Rastuch bei sich... wie macht er es denn, wenn er niesen muß?... Das ist ja entsetzlich!“

„Mein Herr,“ versetzt Friedrich mit großer Kaltblütigkeit, „ich wollte von keinem dieser beiden Gegenstände sprechen. Ihre entschiedene Verachtung der Uhren und Taschentücher war mir überdies unbekannt.“

„Es fällt mir nicht ein, sie zu verachten,“ entgegnet der Reisende lächelnd; „aber die Uhren sind für meinen Beutel zu theuer und was die Nastücher anbetrifft, so bediene ich mich derselben so selten . . . und dann kann man sich ja mit Vater Adams Gabel helfen . . . ha, ha!“

Herr Richard rückt noch dichter zu Friedrich hin. Madame St. Godibert spricht bei sich selbst: „Wie kommt es, daß ein solcher Mensch nicht in den Waggon sitzt?“

„Der wohlduftende Herr langt sein mit Patchouli parfümirtes Taschentuch heraus und schneuzt sich mehrere Male, wahrscheinlich um zu beweisen, daß er nicht denselben Grundsätzen huldige wie der schlecht gekleidete Mann.“

Herr St. Godibert sagt, den Kopf schüttelnd, mit anmaßender Miene: „Ich bedaure, daß mein Bruder, der Schriftsteller, nicht bei uns ist! . . . Er legt sich auf das Beobachten und hat eine Freude an Dingen, die . . . Mondigo ist verteuftelt gescheidt! . . .“

„Ohne daß es den mindesten Anschein hat,“ murmelt Richard.

Friedrich wendet sich auf's Neue an den Mann in der Ecke: „Mein Herr, den Verlust, den Sie erlitten haben, ist nicht sehr beträchtlich, doch kann es

Sie geniren . . . es fehlt Ihnen am rechten Bein eine Strippe."

Der Mann mit dem Kosakengesicht schlägt auf seinen rechten Schenkel und erwiedert lachend: Aha, mein Steg! . . . der fehlt mir auf dieser Seite schon sechs Monate . . . ich wollte immer wieder einen annähen lassen, aber sie verlangen so viel für das Stückchen Leder, deshalb dachte ich: bah, Du trägst die Hose vollends so ab."

"Ich meine," murmelt Richard sehr ernsthaft, "die Beinkleider seien dieser Ausgabe schon noch werth."

"Glauben Sie? Um! sie sind doch allmählig mürbe . . . indessen müssen sie es noch thun, denn ich habe keine anderen!"

"Jetzt liefert uns doch die Garderobe dieses Herren einen Unterhaltungsstoff," sagt Friedrich leise.

"Ich fürchte, er verabscheut die Hemden eben so sehr als die Mastücher!" entgegnet Richard seinem Freunde.

"O weh . . . o weh! . . . Ach, der Kuckuk, ach, der Schuft!"

"Was gibt es?" fragt Madame St. Godibert, "ist Etwas an der Maschine geschehen?"

"Nein, Tante, beruhigen Sie sich; Sie sehen wohl, daß wir immer zu fahren, der Herr . . . der alte Herr in jener Ecke dort scheint Schmerzen auszuweisen."

"Es ist wahr," sagt Herr St. Godibert achtungsvoll nach dem Herrn mit dem Diamanten hinbli-

kend; „der Herr scheint zu leiden und auf der Reise ist das Kranksein eine doppelte Last.“

„Unser Wagen stößt übrigens nicht,“ flüstert der parfümirte Herr, „man könnte Domino darin spielen.“

Und da der Herr über seine eben geäußerten Worte entzückt ist, sieht er Jedermann lächelnd an und bemerkt nicht, daß die rechte Hand seiner Reisegefährtin und die linke des großen jungen schwarzhhaarigen Mannes verschwunden sind, wahrscheinlich um sich irgendwo von neugierigen Blicken unbeachtet zu begegnen.

„Zum Glück,“ sagt Herr St. Godibert, „sind wir auf dieser Seite nur zu Vier, weshalb uns mehr Raum vergönnt ist . . . Es freut mich für den alten vornehmen Herrn, der sehr nobel aussieht.“

„Woran sehen Sie dieses, Onkel?“ entgegnet Friedrich leise; „an den Lederkissen, die der Herr unter seinem Hintertheile hat?“

Herr St. Godibert runzelt die Stirne und brummt: „Sie sind immer Derselbe, Keffel . . . immer spöttisch, leichtsinnig und unbesonnen in Ihren Worten.“

„Ja,“ versetzt die Dame mit zorniger Miene, „und Sie vergessen die Achtung, welche Sie Verwandten schuldig sind, die Sie auf ihre Kosten haben erziehen lassen wie einen eigenen Sohn! . . . so wird man meistens für seine Wohlthaten belohnt!“

Ach wie, meine theure Tante, Sie ärgern sich eines Scherzes wegen? . . . Mach', Julian, leg' ein gutes Wort für mich ein . . . sag' Deiner Mutter, daß ich nicht undankbar bin, denn ich lobe überall

die Freigebigkeit, die Wohlthätigkeit und Seelengröße meiner werthen Verwandten.“

„Meine Mutter ist nicht ernstlich ungehalten über Dich,“ entgegnet der junge Julian, indem er sich beeilt, seinen Vetter zu unterbrechen, der, während er die preiswürdigen Eigenschaften seines Onkels und seiner Tante aufzählte, sie dennoch zu verhöhnen schien.

Der Weg wird eine Zeit lang schweigend fortgesetzt, allein Herr Friedrich und seine Nachbarin verstanden sich, ohne mit einander zu sprechen, sehr gut.

In einer Weile wendet sich aber der große junge Mann, der kein Freund von der Stille ist, wieder an den Rosakopf mit den Worten: „Mein Herr, Sie werden mich für sehr neugierig halten, und meine Frage wird Ihnen vielleicht unbescheiden vorkommen, aber ich kann nicht umhin, diese an Sie zu stellen: Sie haben einen Hut auf, der meine Bewunderung erweckt, ich habe noch nirgends einen ähnlichen gesehen; würden Sie mir vielleicht gefälligst sagen, wo man solche Hüte bekommen kann?“

„Meinen Hut? ... Meiner Treu', den habe ich selbst gemacht aus einem Stück Merino, welches mir von einem Kleide meiner Seligen übrig geblieben ist, woraus ich bereits zwei Westen gemacht habe.“

„Sie haben zwei Westen aus ihrer Seligen gemacht?“

„Ja, mein Herr, aus ihrem Kleide. Ich habe selbst meinen alten Filzhut überzogen.“

„Ach, er ist sehr hübsch... ich gäbe Etwas, wenn ich einen ähnlichen hätte!“

„Sie sind bestimmt ein Hutmacher, mein Herr, sonst wäre Ihnen die Arbeit nicht so gut gelungen.“

„Ich? Durchaus nicht, ich bin ein Knopfmacher.“

„Knopfmacher... in welcher Art?“

„Ich mache Hornknöpfe.“

„Ach so, ganz gut... Es scheint übrigens, daß Sie nicht für sich selbst arbeiten, denn es fehlen mehrere an Ihrem Ueberrock.“

„Hm! Sie kennen ja das Sprüchwort: ‚Die Schuhmacher haben die schlechtesten Stiefeln.‘ Mein Gewerbe ist aber auch ein uneinträgliches... es ginge noch an, wenn ich zugleich die Dehnen machen dürfte, dann würde ich mehr verdienen.“

„Ach, Sie machen Knöpfe ohne Dehnen?“

„Ich habe schon Allerlei versucht... Ich war lange Zeit Hosenstricker, Zollschreiber, Umgelder... und manches Andere!... Ich habe es mit Vielem probirt.“

„Sie haben eben Ihre rechte Bestimmung nicht gefunden. Ich versichere Sie, mein Herr, Sie hätten Hutmacher werden sollen.“

„Meinen Sie? Meiner Treu', ich gehe nach Paris, ohne recht zu wissen warum; allein Bichat hat mir geschrieben: ‚Komm schnell, ich habe Dir ein vortheilhaftes Anerbieten zu machen... setze Dich auf die Eisenbahn, ich bezahle Deine Reise...‘ dann können Sie sich denken, daß ich unverzüglich fort bin.“

„Bichat ist ein Anverwandter von Ihnen?“

„Er ist mein Freund, mein Gevatter . . . Als meine Selige gestorben war, fand ich sechs Paar Strümpfe in ihrem Kasten, die ich Bichat zum Präsent machte.“

„Ihre selige Frau Gemahlin war Ihnen doch von mancherlei Nutzen . . . ihre Strümpfe sind ohne Zweifel nicht groß genug für Sie gewesen und Ihr Freund Bichat hat einen kleinen Fuß?“

„O warum nicht gar! Meine Selige war zwei Mal so dick wie jene Dame dort . . . denken Sie sich den Umfang!“

Damit deutete der schmutzige Reisende auf Madame St. Godibert, welche mit zorniger Miene das Gesicht abwendet und vor sich hin murmelt: „Ich begreife nicht, was mein Nefte für ein Vergnügen daran findet, mit diesem Menschen zu sprechen!“

Aber während der vorangegangenen Unterhaltung hatten die hübsche Brünette und Friedrichs junge Nachbarin bisweilen gelacht, ein Beweis, daß sie die Ansicht der Frau St. Godibert nicht theilen. Und der große junge schwarzhäarige Mann, welcher sich sehr wenig um den Aerger seines Oheims und seiner Tante zu bekümmern scheint, setzt sein Gespräch mit dem Knopfmacher fort.

„Nachdem, was Sie gesagt haben, vermuthe ich, daß Ihre Frau Gemahlin sehr schön war.“

„O, eine Tonne . . . ein Thurm! . . . Ich habe diesen kleinen Kragen aus einem ihrer Spencer gemacht, die Strümpfe habe ich Bichat geschenkt, weil ich nie welche trage.“

Herr Richard macht abermals eine Bewegung, sich von dem Knopfmacher zu entfernen, die hübsche Brünette lacht laut in ihr Nastuch hinein und Friedrich versetzt wieder: „Ach, Sie tragen keine Strümpfe . . . Sie sind vielleicht an Socken gewöhnt?“

„Nein, mein Herr, ich trage gar Nichts! . . . Wozu braucht man diese Geschichten alle in seinen Stiefeln?“

„Sie machen es wie die Schotten, die mit nackten Beinen gehen.“

„Und außerdem kostet alles Das Geld. Ach, wenn man nicht zu mir gesagt hatte, es gebe keinen Platz mehr in den Waggons, so können Sie sich denken, wäre ich nicht hier herein geseffen . . . es ist aber vielleicht nur ein Betrug des Beamten, damit man mehr bezahlen muß.“

„Das ist sehr strafbar von der Verwaltung!“ sagt Herr St. Godibert, seine kleine Nase hinaufziehend; „sie setzt reiche Leute der Gefahr aus, mit . . . kurz, ich werde mich beklagen!“

„Ei, mein Gott, lieber Onkel, was wollen Sie machen? . . . in den Omnibus geht es ebenso!“

In diesem Augenblick wird das Gespräch durch einen ziemlich starken Stoß des Wagens unterbrochen und gleich darauf hält der Zug.

Schrecken malt sich auf allen Gesichtern. Frau St. Godibert und ihr Gatte stoßen ein fürchterliches Geschrei aus; das hübsche Frauenzimmer erblaßt und fängt an zu zittern und ihr Begleiter ruft aus: „Der Zug ist auf Etwas gestoßen, wir sind Alle des Todes!“

Der alte Herr stöhnt und bewegt sich auf seinen Luftkissen, als ob er sich erheben wollte. Friedrich bemüht sich, seine Nachbarin zu ermutigen und vergißt sich so weit, daß er seinen Arm hintenher um ihre Taille schlingt; aber der Reisegefährte dieser Dame ist zu sehr vom Schrecken ergriffen, als daß er es bemerkte. Der Knopfmacher sieht indes zum Rutschenschlage hinaus, zieht dann den Kopf wieder zurück und sagt: „Es hat Nichts zu bedeuten!... es hatte sich eine kleine Erdschichte aufgehäuft, die man vorher zu bezeichnen vergaß... jetzt ist aber der Weg gereinigt und wir fahren wieder so gut als je vorher weiter.“

In der That setzte der Zug nach wenigen Minuten seinen Weg wieder fort; dann kehrte die Heiterkeit wieder auf die Gesichter zurück.

„Einerlei,“ sagt Herr St. Godibert, „wenn das in einem Tonnelle... Turnell... kurz, in einem unterirdischen Gange vorgefallen wäre, so würde es sehr schrecklich und vielleicht höchst gefährlich gewesen sein.“

„Es bleibt dabei, ich gehe nicht nach Rouen,“ ruft Madame St. Godibert aus.

„Aber, Tante, es kann Nichts geschehen und Sie werden leicht einsehen, daß in einem Tunnel auch keine Anhäufungen von Erdschichten zu befürchten sind, da rings herum Alles gemauert ist.“

„Das ist mir gleich, mein Neffe, ich gehe nicht bald nach Rouen, als bis die Tunneln unter freiem Himmel sind.“

In einer Weile ließ sich ein höchst unausstehlicher Geruch im Wagen verspüren, der Jedem der Reisenden in die Nase stieg; in der Nähe des alten Herrn mit dem Federkissen schien er aber am durchdringendsten.

„Ach, mein Gott! was ist das?“ ruft die große Dame aus; „Friedrich, machen Sie die Fenster auf! ... Ach, wie abscheulich! ... Himmlischer Vater, was geht in diesem Wagen vor?“

„Das ist wahrscheinlich eine Folge des Schreckens,“ entgegnet Friedrich lachend.

„Thatsache ist, daß es schändlich stinkt!“ sagt der Knopfmacher.

„Ich gäbe hundert Sous für eine Prise Tabak!“ versetzt Herr St. Godibert.

Der alte Herr sagt allein Nichts und scheint gegen den übeln Geruch sehr gleichgültig; er sieht sogar beruhigter aus und stöhnt weit nicht mehr so arg als vorher.

Der frisirte Herr zieht eine Tabaksdose aus seiner Tasche, macht sie eiligst auf und präsentiert sie der Gesellschaft mit den Worten: „Hier ist Tabak! Ich schnupfe wenig, aber auf der Reise kommt es Einem oft sehr zu Statten, wie im gegenwärtigen Augenblicke.“

Herr St. Godibert, seine Frau und die drei jungen Leute nehmen hastig eine Prise aus der angebotenen Dose. Der Knopfmacher will dasselbe thun; er beugt bereits seinen Körper vor und streckt die Hand aus, um Tabak zu nehmen, als ihn der junge

poekennarbige Herr durch einen heftigen Stoß zurückhält: „O nein, mein Herr, nein!“ schreit er, „Sie dürfen nicht schnupfen . . . Ihnen ist es, wenn Sie erlauben, verboten!“

„Und warum denn?“ fragt der Mann mit dem faltigen Hute, seinen Nachbar erstaunt anblickend. „Da dieser Herr Jedermann seine Dose anbietet, werde auch ich eine Prise bekommen!“

„Wie? warum? Weil Sie kein Nastuch führen, mein Herr. Sie haben selbst zu uns gesagt, Sie bedienen sich nie eines solchen, und wenn man kein Nastuch trägt, schnupft man auch nicht, weil Einen das zum Niesen und zu einer Masse Dinge nöthigt, die sehr unangenehm für Ihre Nachbarn wären.“

„Was leiern Sie mir da vor? . . . Ich niese, wenn ich mag . . . das geht Sie Nichts an!“

„Im Gegentheil, in Anbetracht meiner Nachbarschaft sehr viel.“

„Ich sage Ihnen, ich nehme eine Prise und Sie sollen mich nicht daran hindern . . .“

„Und ich sage Ihnen, Sie nehmen keine!“

Der Streit scheint sich anzufachen. Der frisirte Herr hat immer seine offene Dose in der Hand und scheint nicht recht zu wissen, was er thun soll; seine Begleiterin aber ersinnt plötzlich ein Mittel, dem Wortwechsel ein Ende zu machen: mit einer Bewegung ihrer Hand wirft sie die Dose sammt deren Inhalt auf den Boden.

„Jetzt ist die Frage entschieden!“ ruft Friedrich aus.

„Ach, Irma!“ klagt der parfümirte Herr, indem er sich bückt, um seine Dose aufzuheben, „Sie bringen mich da um einen köstlichen Tabak; es ist echter Robillard.“

„Ich that es absichtlich,“ sagt die hübsche Brünette leise, gegen Friedrich gekehrt, und dieser benützt die Stellung ihres Herrn, um zu erwiedern: „Man kann unmöglich geistreicher und verführerischer sein... erlauben Sie mir nicht, Sie wiederzusehen? Sie gehören zu den Personen, deren Begegnung ein Glück ist... wenn ich Sie aber nicht wiederssehen dürfte, würde ich ewig unglücklich sein!“

„Wirklich?“

„Sonderbar, ich finde sie nicht!“ murmelt der frisirte Herr, der beinahe auf allen Bieren in dem Wagen herumkriecht. „Entschuldigen Sie, meine Herren, wollen Sie nicht Ihre Füße ein wenig zurückziehen?“

„Er wird sie nicht bald finden als ich will!“ sagt Fräulein Irma, indem sie Friedrich zulächelt; ich habe meinen Fuß darauf gestellt.“

„O, antworten Sie mir, um Gottes willen... wo kann ich Sie in Paris wiederssehen... darf ich Sie besuchen?“

„Das ist unmöglich... ich wohne mit ihm zusammen!“

„Irma, liebe Irma, thue ein bißchen Deinen Fuß weg, damit ich unter Deinem Rocke suche.“

„Es ist überflüssig, mein Herr, sie ist nicht da hinunter gekommen.“

„So geben Sie mir ein Stelldichein... Ach, ich bitte Sie, schlagen Sie mir es nicht ab.“

„Nun denn... so kommen Sie morgen Mittag um zwölf Uhr in die Cité Bergère!“

„Morgen Mittag um zwölf Uhr!... O, wie reizend Sie sind!“

„Ah, da ist sie, da ist sie!... ich habe sie gefunden!“

Damit hebt der Herr seinen Kopf wieder in die Höhe, setzt sich wieder auf seinen Platz und ruft aus: „Ich habe meine Dose wieder! Der Kuckuk auch... es ist nicht eine einzige Prise mehr darin.“

„Nun, mein Freund, seien Sie jetzt ein wenig ruhig!“

„Ja, theure Irma!“

Und während alles Dies vorging, hat sich der Knopfmacher mit sehr mißmuthiger Miene in seine Ecke zurückgezogen und brummt: „Ach, das ist sehr ärgerlich, daß der Tabak hinuntergefallen ist! Denn sonst hätte man gesehen... Mich zu hindern, eine Prise zu nehmen... das ist unverschämt!... Was geht es ihn an, ob ich ein Nastuch habe oder nicht? Schreibt die Verfassung vor, daß jeder Franzose ein Nastuch in der Tasche haben müsse? Das genirt Einen nur!... Der Herr hat die seinigen vielleicht noch nicht einmal bezahlt.“

Der Zug hält; man ist auf der Station Corbeil angekommen. In einer Weile wird der Schlag aufgemacht und ein junges Mädchen erscheint auf dem

Rutschtritt; sie blickt schüchtern rechts und links in den Wagen hinein und sagt: „Ich sehe aber hier keinen Platz!“

Einer der Beamten kommt und drängt die Jungfrau in das Innere des Gefährtes mit den Worten: „Entschuldigen Sie, Fräulein! Sehen Sie, auf dieser Seite sitzen nur Vier; es ist ein Platz frei, denn es gehören Fünf dorthin. Sie werden sich selbst überzeugen.“

Der junge Julian ist zu seinem Vater hingerückt, aber der alte Herr bleibt unbeweglich auf seinem Lederkissen sitzen und schaut Einen so feindselig an, daß man es nicht wagt, ihn um einigen Platz zu bitten. Rosa-Maria muß sich also mit dem schmalen Raume begnügen, den ihr der junge Mann einräumt, denn die Neuangekommene ist Hieronymus' Tochter, welche eben mit dem Fontainebleauer Wagen angelangt war und sich eilig auf die Eisenbahn begeben hatte, um mit dem ersten Zuge nach Paris zu fahren.

Die Ankunft einer neuen Person verursacht in einem öffentlichen Wagen immer eine Bewegung der Neugierde. Ist die Person, die mit uns fährt, ein junges hübsches Frauenzimmer, dann dauert die Neugierde noch länger; bei den Einen verwandelt sie sich in Interesse, bei den Andern in Wohlwollen oder Neid. Die Erscheinung Rosa-Maria's mußte nothwendig in einem engen Raume, wo die Anzahl der Männer vorherrschend war, Sensation erregen. Das junge Mädchen ist zu hübsch, um unbeachtet zu bleiben, und dann nimmt ihre bescheidene, züchtige, an-

ständige Miene vollends zu ihren Gunsten ein; denn eine solche Miene gefällt immer, und selbst Diejenigen, die sie nicht mehr haben, können nicht umhin, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der junge St. Godibert hat, obgleich er immer nur seitwärts schießt, doch mit einem Blick gesehen, welche reizende Nachbarin ihm der Zufall an die Seite gab, und während er dichter zu seinem Vater rückt, um ihr mehr Platz zu vergönnen, ist es ihm doch nicht unangenehm, von ihr gedrückt und berührt zu werden.

Herr Richard wirft glühende Blicke auf das junge Mädchen; er möchte es ohne Zweifel blenden, er bezweckt jedoch nur, daß es die Augen zu Boden schlägt.

Friedrich kann, obgleich er sehr mit seiner Nachbarin beschäftigt ist, seine Bewunderung für Rosa-Maria nicht bergen und er blickt weit nicht mehr so oft links; der parfümirte Herr murmelt vor sich hin: „Das ist ein sehr hübsches Frauenzimmer!“

Herr St. Godibert nickt übereinstimmend mit dem Kopfe; selbst der Herr ohne Strümpfe und ohne Nasentuch rollt, wenn er die Jungfrau anblickt, seine Augen, als ob er ihnen Glanz verleihen wollte, und bemüht sich, seinen kleinen Krügen auf seinen Schultern in Ordnung zu bringen.

Was die Frauenzimmer betrifft, so sehen sie nicht gern eine Person ankommen, die ihnen die Palme der Schönheit streitig machen oder entreißen kann. Die dicke Dame mit dem Beduinengesichte hätte keine Ansprüche mehr machen sollen, aber man urtheilt so

selten unparteiisch über sich. Frau St. Godibert, welche sich für eine sehr schöne Frau hält, mißt die Jungfrau von Kopf bis zu Füße und brüstet sich mit einer Miene, welche sagen sollte: „Das ist kein Vergleich zu mir!“

Es bestand auch in der That nicht die mindeste Aehnlichkeit zwischen Beiden.

Die reizende Irma gab zuerst ihrem Begleiter einen tüchtigen Tritt, um ihm die Lust zu benehmen, sich laut über die mitreisenden Damen zu äußern; dann warf sie einen ärgerlichen Blick auf das junge Mädchen und zuletzt einen auf Friedrich, und so oft der junge Mann nach Rosa-Maria hinsah, stieß sie ihn mit dem Ellbogen.

Diejenige, welche diese Bewegung veranlaßte und der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, hatte keine Ahnung davon. Der Aufenthalt an einem so engen Orte mit Leuten, welche ihrer Ansicht nach dem vornehmen Stande anzugehören schienen, schüch- terte sie ein; sie wagte es nicht, ihre Blicke zu erheben, sondern saß regungslos auf ihrem Plaze und hütete sich so viel als möglich, ihre Nachbarn zu geniren, so oft auch Julian mit einer honigsüßen Stimme zu ihr sagte: „Rücken Sie doch näher, Fräulein, fürchten Sie sich nicht . . . ich habe noch Platz genug.“

Endlich wendet der alte Herr, als er bemerkt, mit welcher Rücksicht die Jungfrau sich von ihm entfernt zu halten sucht, den Kopf nach ihr um und murmelt, ohne ein Gesicht zu schneiden, zwischen den

Zähnen: „Ach, der Teufel!... ach, wenn es mir nicht so schlecht wäre, würde ich Ihnen Platz machen. Ach, poß Sapperment! in früheren Jahren hätte ich Sie auf den Schooß genommen!“

„Die Kleine, die eben eingestiegen, ist ein köstliches Wesen!“ flüstert Herr Richard in das Ohr seines Freundes Friedrich; „das ist etwas Anderes als die zu Deiner Linken.“

„Ja!“ erwidert der große junge Mann leise, „das Mädchen ist zum Entzücken; meine Nachbarin zur Linken ist aber desßhalb doch sehr artig und anlockend.“

„Anlockend?... das mag sein; aber es gibt Hunderte von ihrer Art, bis man eine einzige Solche findet. Deinem Vetter Julian ist es nicht leid, sie neben sich zu haben.“

„Julian?... O, was wird der an Frauenzimmer denken!... er fürchtet sich vor seinem Vater und seiner Mutter!“

„Das glaubst Du, weil er eine so unterwürfige Miene annimmt; aber das ist ein Duckmäuser, der seine Streiche im Verstohlenen ausführt.“

„O, meiner Treu'! wenn der Streiche macht, muß ich mich doch wundern.“

„Du hast mit Deiner Nachbarin zur Linken zu thun; Julian darf nicht von seinen Eltern weg, aber ich, der ich so frei bin wie die Luft, werde mich bestreben, die Bekanntschaft dieses kleinen Schatzes zu machen.“

„Wirklich?... Ach, Richard, Ihr seid ein Böse-

wicht! Wahr ist es, das junge Mädchen ist sehr schön ... welche Augen... welche reizenden Augbrauen... und die Umrisse ihres Gesichtes sind wund..."

Ein kräftiger Stoß mit dem Ellbogen unterbrach Friedrich in der Schilderung von Rosa-Maria's Reizen; er beißt sich lächelnd in die Lippen und wendet seine Blicke anderswo hin.

Mit einem Mal beugt sich der Mann im Merinohut gegen Rosa-Maria herüber und ruft ihr zu: „Mamselle, ich meine, Sie sitzen dort nicht gut; es sind so viele dicke Personen auf Ihrer Bank. Nehmen Sie meinen Platz hier in der Ecke, dann werden Sie besser daran sein; mir ist es gleichgültig, wo ich sitze... mir ist es überall recht.“

Damit erhob sich der Knopfmacher bereits, um den Platz zu wechseln; aber die Jungfrau entgegnet ihm mit einem sanften Lächeln: „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich will Niemand stören; außerdem sitze ich ganz gut.“

„Es stört mich aber nicht... nehmen Sie doch meinen Platz... machen Sie keine Umstände.“

„Sie sind zu gütig, mein Herr, ich bin wirklich ganz zufrieden... ich danke Ihnen.“

Der Knopfmacher läßt sich wieder in seine Ecke nieder und sagt: „Wie Sie wünschen!... Ich habe Ihnen aber das Anerbieten mit dem besten Willen gemacht; denn um höflich zu sein, braucht man kein Taschentuch in der Tasche zu haben!“

Diese Worte waren mit einem zornigen Blicke auf Richard begleitet, der bloß darüber lachte und

ganz leise erwiederte: „Wo mag sich die Galanterie noch hin verirren!“

Von nun an wurde die Reise ziemlich schweigsam zurückgelegt. Seit der Ankunft der zehnten Person hatte sich das innere Ansehen des Wagens verändert. Die Frauenzimmer waren mißlaunig geworden, die Männer schienen nachdenklich; selbst Friedrichs Beredsamkeit war verstummt, seit er sich mit der Bewunderung seines vis-à-vis beschäftigte und doch zugleich liebenswürdig gegen seine Nachbarin sein mußte.

Und da man auf der Eisenbahn, selbst wenn man Nichts spricht, sehr schnell weiter kommt, so gewahrten die Reisenden bald mit Erstaunen, daß der Wagen stille stand; sie waren am Ziele angekommen und befanden sich in dem Bahnhof auf den neuen Boulevards beim Jardin des Plantes.

„Schau', schau'!“ ruft der Knopfmacher, sich aus dem Schlage schwingend, aus; „ei, das geht schnell! Diese Gerechtigkeit muß man den Eisenbahnen widerfahren lassen... und man wird gar nicht gerüttelt... Sieh, da ist der naturgeschichtliche Garten... ehe ich mich zu Bichat begeben, will ich ein bischen hineingehen und die Bären betrachten.“

Die Familie St. Godibert ist in einen Fiaker gestiegen. Der junge Julian kehrte sich noch ein paar Mal um, um nach dem hübschen Mädchen zu sehen, welches neben ihm gefessen ist, aber Vater und Mutter rufen ihm und er steigt höchst ärgerlich, nicht sein eigener Herr zu sein, in den Wagen.

Was Friedrich anbetrifft, so hat sich dieser bereits

von seinem Onkel und seiner Tante verabschiedet und folgt, nachdem er Rosa-Maria lächelnd angeblickt und seinem Freunde zum Zeichen des Einverständnisses zugewinkt hat, den Schritten des frisirten Herrn, welcher sich, der reizenden Irma den Arm reichend, über die Austerlitzer Brücke entfernt, und diese wendet, während sie ihren Rock etwas in die Höhe hebt, um ein schön gedrehtes Bein zu zeigen, oft ihren Kopf um, um sich zu überzeugen, daß ihr Friedrich folgt, und wirft ihm dann Blicke zu, worin klar zu lesen ist: „Wenn Sie nicht mir nachgehen und bei dem jungen Mädchen bleiben, welches mit uns auf der Eisenbahn war, so werden Sie mich morgen vergeblich in der Cité Bergère erwarten!“

Hieraus ersehet ihr, daß die Damen mit ihren Augen noch schneller sind als die Geschwindschreiber mit ihren Zeichen. So gewandt und erfahren die Letzteren auch sein mögen, glaube ich doch nicht, daß sie im Stande wären, der Sprache gewisser Augen in gewissen Momenten zu folgen.

Drittes Kapitel.

Rosa-Maria in Paris.

Alle Reisenden waren aus den Wagen, Diligencen und Waggons ausgestiegen, außer dem alten Herrn mit dem runden Lederkissen, welcher sich nicht leicht von einem Orte zum andern bewegen konnte, und außerdem auf seinen Bedienten wartete, der in

einem Waggon gefessen hatte, um sich an dem Arme desselben fortzuhelfen.

Rosa-Maria befand sich in dem ungeheuer großen Bahnhose, wo sowohl die Ankunft als die Abfahrt eines Zuges stets eine Bewegung und Aufregung verursachen, daß Personen, welche nicht gewohnt sind, mit der Eisenbahn zu reisen, jederzeit in Staunen und Verwunderung gesetzt werden.

Ueberall sieht man Reisende mit einander sprechen, still stehen und Commissionären rufen; dort treffen sich alte Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten, obgleich sie Beide in Paris, aber in verschiedenen Quartiers wohnen. Sie finden sich im Bahnhose, weil sich dort alle Quartiers vereinigen; der Marais, die Vorstadt St. Hermann und die Chaussee d'Antin, Alles strömt dort zusammen und man begegnet oft Personen, die man vergeblich Jahre lang auf den Straßen und den Spaziergängen der Stadt gesucht hätte.

Rosa-Maria erkundigt sich zuerst nach ihrem Koffer. Man sagt ihr, er stehe zu ihrer Verfügung; aber das junge Mädchen denkt, es sei nicht sehr bequem, mit einem Koffer und einem Commissionär in Paris herumzulaufen, um die Wohnung ihrer Oheime zu suchen; dann scheint es ihr auch, wenn sie sich so ohne Weiteres mit ihrem Gepäck bei den Verwandten einfände, die sie nicht kenne, dieses heiße einigermassen: 'Ich komme zu euch und ihr müßt mich behalten, selbst wenn ihr keine Lust habt.'

Rosa-Maria, welche die Meinung ihres Vaters

nicht ganz theilt und auch nicht in der Hoffnung mit ihm übereinstimmt, daß sie von ihren Onkeln so gut aufgenommen werde, hat einen zu stolzen Charakter, um bei Leuten zu bleiben, die sie nicht mit Freuden behalten würden. Das junge Mädchen nimmt sich bereits vor, lieber in einem Laden zu arbeiten und aus ihrer Geschicklichkeit im Nähen und Sticken Vortheil zu ziehen, als bei Verwandten zu leben, denen sie zur Last fielen. Das Ergebnis dieser Betrachtungen veranlaßt sie nachzufragen, ob sie ihren Koffer nicht auf dem Eisenbahnbureau zurücklassen könne. Nachdem man ihr eine bejahende Antwort ertheilt hat, gibt sie ihren Namen an, damit der Koffer nur abgegeben werde, wenn Jemand in ihrem Auftrage komme, dann macht sie sich auf den Weg, um das Haus zu suchen, wo ihr Oheim Nicolaus Gogo wohnt.

„Wenn ich zufällig Herrn Leopold begegnete,“ spricht sie bei sich, „würde er sich sehr wundern, mich in Paris zu sehen; es wäre ihm ohne Zweifel höchst gleichgültig... ich würde auch nicht mit ihm sprechen, sondern ihn nur bitten, mir zu sagen, was er mit meinem Bildniß angefangen hat... denn wenn man nicht mehr an die Leute denkt, ist es auch wahrscheinlich, daß man ihr Bild nicht mehr aufbewahrt!“

Während die schöne Reisende durch den Bahnhof geht, immer den falschen Weg einschlägt, sich in den Sälen und geräumigen Gängen verirrt, läßt sie ein Mann nicht aus den Augen, folgt ihr unvermerkt und beobachtet alle ihre Bewegungen.

Ihr wißt bereits, daß dieß der junge häßliche

Mann mit Namen Richard ist. Obgleich dieser Herr auf den ersten Anblick nie verführt und auf den zweiten oft mißfällt, maßt er sich doch an, über die Frauenzimmer, welche er hübsch findet, zu triumphiren. Wenn er geistreich und liebenswürdig wäre, könnte man es noch begreifen, aber Herr Richard hat, ohne gerade dumm zu sein, doch keinen Geist, denn so kann man doch die Gewohnheit, zu spotten und Alles, was Andere thun, in's Lächerliche zu ziehen, nicht nennen; sein einziger Vortheil ist ein gutes Gedächtniß, und da er viel gelesen hat, kommt ihm dieses in der Unterhaltung, wo er sich das Ansehen eines äußerst wissenschaftlichen Mannes zu geben sucht, sehr zu Statten; er ist aber nicht liebenswürdig, weil er neidisch ist und der Aerger über seine Häßlichkeit und seine Unbemitteltheit durch alle seine Worte durchdringt. Welches sind also seine Verführungsmittel? Eigensinn, Beharrlichkeit und Verleumdung. Er verfolgt und ermüdet ein Frauenzimmer mit seinen Schuldigungen und Erklärungen; er läßt ihr keine Ruhe, begleitet sie auf allen Schritten und thut sein Möglichstes, ihren guten Ruf zu untergraben; es gelingt ihm bisweilen und er gibt seine Verfolgungen nicht eher auf, als bis seine Flamme gekrönt ist.

Und es gibt manche Frauen, die schwach genug sind, solchen Männern nachzugeben! Aber fügen wir schnell hinzu, daß es noch eine weit größere Anzahl gibt, die dieselben für ihre Unverschämtheit strafen, und daß Verführer von Herrn Richards Sorte oft sehr schlecht wegkommen und dazu schweigen müssen.

Rosa = Maria steht in dem großen Hofe am Ufer des Wassers still; sie zieht das Papier aus der Tasche, auf welches sie die Adressen von ihres Vaters beiden Brüdern aufgeschrieben hat. Nicolaus Gogo wohnt in der St. Lazarusstraße. Dort muß sie also zuerst hingehen; sie tritt auf einen Kutscher zu und fragt ihn, welchen Weg sie in die St. Lazarusstraße einschlagen solle.

„Gehen Sie über die Austerlitzer Brücke dort, gerade auf den Boulevards fort, durch das St. Martin = und das St. Denisthor die Montblancstraße entlang, dann werden Sie in die St. Lazarusstraße einmünden; es ist aber sehr weit, Mamselle, und Sie würden besser daran thun, sich in einem Wagen hinführen zu lassen, besonders wenn Sie in Paris nicht bekannt sind.“

Aber das junge Mädchen ist nicht müde und will den Weg lieber zu Fuß zurücklegen. Es ist noch früh, sie ist um vier Uhr in Paris angekommen. Das Wetter ist herrlich und es ist ihr nicht unangenehm, die Stadt ein wenig zu betrachten, von der man so viel spricht und sagt, es gebe ihres Gleichen nicht in der Welt.

Vielleicht herrscht noch ein anderer Grund vor, der Rosa = Maria bewegt, zu Fuß zu gehen. Brauche ich ihn euch zu sagen? Nein, ihr errathet was in dem Herzen der Jungfrau vorgeht, die noch nicht weiß, daß Paris eine ungeheure, äußerst bevölkerte Stadt ist, wo die Menge unaufhörlich hin und her rennt, sich drängt, bewegt und umtreibt, und man oft

lange gehen kann, ehe man einem Bekannten begegnet.

Herr Richard hat das junge Mädchen ein Papier aus der Tasche ziehen, Etwas lesen und dann einen Kutscher fragen sehen; er hat gleich errathen, daß sie sich nach einer Adresse erkundige; wenn er näher bei ihr gewesen wäre, hätte er eilig seine Dienste angeboten; aber es war zu spät. Nachdem die junge Reisende sich bei dem Kutscher bedankt hat, tritt sie ihren Weg an. Herr Richard folgt ihr mit dem Gedanken: „Ich will warten bis sich eine Gelegenheit darbietet, sie anzureden; diese kann nicht fehlen.“

Rosa-Maria geht über die Austerlitzer Brücke, dann über die Boulevards längs des Kanals hin; von Zeit zu Zeit sieht sie sich neugierig um, aber es ist ihr noch Nichts aufgefallen, was ihre Aufmerksamkeit erregt hätte. Der Boulevard Bourdon ist wenig besucht: auf der einen Seite sind die Kornhäuser, das alte Quartier des Arsena's, die alte Bibliothek; und auf der andern Seite ein großer Wassergraben, das ist Alles was dieser Spaziergang dem Anblick gewährt, deshalb sieht man auch ohne Zweifel wenig Leute dort. Und das schöne Mädchen von Avon, welches Paris nach dem beurtheilte, was sie von demselben gewahrt, spricht unterwegs vor sich hin: „Das ist aber nicht schön... ich begegne wenig Leuten... es sind, wie es scheint, fast keine Läden da, und man hat mir gesagt, Paris sei so heiter, so lärmisch, so bevölkert!... ich finde das

nicht... und ich meine, man könne sich auf den Straßen sehr gut treffen und sehen... Wenn Herr Leopold vorbeiginge, so würde ich ihn sicherlich augenblicklich sehen."

Aber Rosa = Maria bemerkt den Herrn nicht, der in der Entfernung von einigen Schritten hinter ihr ging und seinen Gang ganz nach dem ihrigen richtete; Herr Richard blieb allerdings in gehöriger Entfernung, oft sogar weit hinter ihr zurück, denn dann konnte er die Taille, den Fuß, das Bein und die Gestalt des jungen Mädchens besser betrachten. Diese Beobachtungen fielen ganz zu Gunsten der reizenden Rosa aus und befestigten den häßlichen jungen Mann nur noch mehr in seinen Absichten.

Auf dem Bastilleplatz angelangt, fand Hieronymus' Tochter Paris schon heiterer. Jetzt tritt erst die große Stadt mit ihren Bewohnern, ihren Kaufleuten, ihren Spaziergängern, ihren Wagen, ihren Buden, ihrem Geräusch, ihrer Bewegung, kurz, ihrer Lebendigkeit vor ihre Augen. Jetzt bleibt sie unentschlossen stehen, bewundert die schöne Säule und die lange Allee vor sich; aber bald erinnert sie sich, was man ihr von dieser schönen Promenade in Paris, die Boulevards genannt, erzählt hat und sie denkt: „O, da sind sie!... das ist recht... so hat man mir sie geschildert... der Kutscher sagte mir, dieß sei mein Weg... vorwärts... Ach, wie viele Leute!... wenn er jetzt vorbeiginge, würde er mich vielleicht nicht beachten."

Rosa = Maria geht über den Platz und schreitet

auf dem Boulevard Beaumarchais zu, aber nicht mehr mit der früheren Sicherheit. Die vielen Vorübergehenden machen sie ängstlich, das Wagengerassel betäubt sie, sie wundert sich über die herumwandelnden Krämer, und die Blicke, die man auf sie wirft, treiben ihr oft das Blut in die Wangen. Denn es gibt in Paris Männer, welche ein hübsches Mädchen gar sonderbar betrachten und ihr nur durch unschickliche Geberden und unzüchtige Worte begreiflich zu machen wissen, daß sie sie nach ihrem Geschmack finden.

Es wurden Rosa bereits mehrere plumpe Complimente von Vorübergehenden gesagt. Weit entfernt, davon geschmeichelt zu sein, geräth sie in Verlegenheit und bedauert, daß sie ihr Hut den Blicken nicht mehr entzieht. Sie wäre gern schneller gegangen, aber einer Person, die nicht an den Aufenthalt in Paris gewöhnt ist, wird es schwer, sich durch diese hin und her wogende Menschenmenge hindurchzuarbeiten. Je weiter die Jungfrau kam, desto mehr Menschen begegneten ihr; auf dem Boulevard du Temple, wo die Bewegung immer größer wurde, bleibt Rosa-Maria endlich erschrocken stehen und denkt: „Mein Gott! wenn das so fortgeht, so kann ich mich nicht mehr hindurchwinden... und ich war der Meinung, es werde mir ein Leichtes sein, ihm zu begegnen!... Ach, wie sehr habe ich mich getäuscht!... Es ist etwas Entsetzliches um eine solche Menschenmasse!“

Allein trotz ihres Schreckens bleibt die reizende Rosa vor einem kleinen, noch nicht fünfjährigen Mäd-

chen stehen, welches ihr ein mit einem Bande um ihren Körper herum befestigtes Körbchen präsentiert und sagt: „Kaufen Sie mir chemische Zündhölzer ab, Mamselle... thun Sie es meiner Mutter zu Liebe... wir sind sechs Kinder... die Mutter ist krank... sie hat schon so lange keine Arbeit mehr und es ist kein Brod im Hause.“

„Armes Kind!“ ruft Rosa aus, indem sie schnell nach ihrer Börse greift; „noch so jung und schon mit dem Unglück... mit dem Elend bekannt! O, wie froh bin ich, daß mir mein Vater Geld gegeben hat!“

Damit nimmt die Jungfrau schnell zwei Fünfrankenstücke aus dem Beutel und legt sie der kleinen Zündhölzerhändlerin in die Hand.

„Hier, meine arme Kleine,“ sagt sie zu dieser, „bring’ das Deiner Mutter, dann werdet ihr doch wenigstens ein paar Tage außer Sorge sein.“

Das Kind betrachtet mit Staunen die beiden Hundertsousstücke in seiner Hand; dann eilt es hastig, ohne sich nur bei der Geberin zu bedanken, mit einem Freudengeschrei davon und läßt in der Eile einen Theil seiner Zündhölzer auf den Boulevard fallen.

Aber Rosa freut sich über das Glück der Kleinen; sie glaubt, diese habe sich bloß so schnell davon gemacht, um das Geld ihrer Mutter zu bringen. Sie hat zwar nur noch zwölf Franken in ihrem Beutel, aber sie hofft in Paris kein Geld nöthig zu haben.

Rosa möchte wissen, ob sie bald in der Nähe von ihres Onkels Wohnung ist, denn sie meint schon eine

große Strecke zurückgelegt zu haben. In diesem Augenblick tritt Herr Richard, welcher die Gelegenheit für günstig hält, auf die Jungfrau zu und beginnt: „Sie scheinen den Weg zu suchen, Fräulein, vielleicht sind Sie in Paris nicht bekannt, wenn ich nicht irre, sind wir zusammen auf der Eisenbahn hergereist; sind Sie nicht mit dem Wagen von Corbeil angekommen?“

Rosa-Maria sieht den Herrn an, der mit ihr spricht, und erkennt ihn, denn Herrn Richards Gesicht war leicht zu erkennen; sie erwiedert mit einem Kopfnicken: „Es ist so, mein Herr! ich bin mit der Eisenbahn angekommen; ich komme von Fontainebleau... weiter her sogar, denn ich bin aus dem Dorfe Avon und will Oheime aussuchen, die ich in Paris habe. Ich habe zwar ihre Adressen, aber ich kann die Straßen nicht recht finden... Ich gehe zuerst in die St. Lazarusstraße... ist es noch weit?“

„Ja, Fräulein; aber ich gehe gerade auch nach derselben Richtung hin und wenn Sie es erlauben, mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen als Führer zu dienen.“

Rosa-Maria fühlt kein großes Vertrauen zu dem Herrn, der ihr dieses Anerbieten macht, nicht sowohl wegen seiner Häßlichkeit, als wegen seiner frechen Blicke. Aber bei hellem Tage inmitten so vieler Menschen befürchtet sie keine Gefahr; daher erwiedert sie mit zu Boden gesenkten Augen: „Sie sind sehr gütig, mein Herr.“

Herr Richard, den diese Erlaubniß außerordent-

lich erfreut, geht neben der jungen Reisenden her und denkt in seinem Sinne: „Sachte... langsam... ich darf nicht mit der Thüre in's Haus fallen; vor allen Dingen ist es keine Pariser Grifette... Ich werde ihr nachher den Arm anbieten und sie wird sehr geschmeichelt sein.“

Dann nimmt Herr Richard das Gespräch wieder auf und hofft die Bewohnerin der Provinz durch seine Kenntnisse und sein Wissen hinzureißen.

„Waren Sie früher schon in Paris, Fräulein?“

„Nein, mein Herr, nie!“

„Um so mehr bin ich entzückt, Ihr Cicerone zu sein... Wir befinden uns auf den Boulevards; das ist ein Spaziergang in Paris, wie keine andere Stadt in Europa einen ähnlichen aufzuweisen hat. Er fängt bei der Säule an, die Sie vorhin gesehen haben, und dehnt sich bis zu dem Magdalenenplatz aus, auf welchen wir später kommen werden. Diese lange Reihe Boulevards, die einen Theil von Paris durchschneidet, ist der Gegenstand der Bewunderung der Fremden und der Erholungsort der Bewohner dieser Stadt. Es gibt außer diesen auch neue Boulevards, die sich außen um die Stadt herumziehen, aber sie sind noch öde und wenn man von dem Spaziergang der Boulevards in Paris spricht, so meint man stets diese damit. Diesen ganzen, heutzutage so bevölkerten, so glänzenden, so bewegten Raum nahmen übrigens ursprünglich ausgehöhlte Gräben ein, wodurch sich die Stadt Paris gegen die Angriffe der Engländer zu vertheidigen suchte. Im Jahre 1536 machte

man Laufgräben und höhle vom St. Honore= bis zum St. Antoinethore den Boden aus. Zum Glück waren diese Befestigungswerke überflüssig; nach und nach wurden die Gräben wieder aufgefüllt und im Jahre 1671 legte man diesen Spaziergang an, indem man Bäume darauf pflanzte. Gegenwärtig erinnert Einen beim Anblick der Pariser Boulevards Nichts mehr an die Gräben, nicht wahr, Fräulein?"

Rosa-Maria schenkte Herrn Richard kein Gehör; sie hatte einen jungen Mann von Leopolds Gestalt vorbeigehen sehen, ihr Herz hatte gewaltig gepocht und obgleich sie sich genau überzeugt, daß es nicht Der war, an den ihr Herz gedacht hatte, war sie ihm doch lange mit den Blicken nachgefolgt.

Da Herr Richard keine Antwort auf seine Frage erhielt, dachte er: „Ich spreche zu gelehrt für das junge Mädchen . . . ich spreche von Dingen, die sie nicht versteht. Ich muß von etwas Anderem reden.“

Der junge häßliche Mann hustet, beugt den Kopf vor, um Rosa-Maria in's Gesicht zu sehen und fährt fort: „Ich will Ihnen Nichts von dem Boulevard Bourdon erzählen, über den Sie von der Austerlitzer Brücke hergekommen sind; er ist so traurig, so verlassen, daß ich ihn gar nicht zähle. Der Boulevard Beaumarchais, über den Sie nach jenem zuerst gekommen sind, ist auch noch nicht recht lebendig: auf der einen Seite laufen die Holzhöfe hin und auf der andern sind noch sehr wenig Läden. Sein einziger Vorzug besteht für den Augenblick in den alten buschigen Bäumen, welche die Steinbänke in den Neben-

alleen beschatten. Dorthin begeben sich Abends die Einsamkeit suchenden Pärchen, und es ist nicht zu bestreiten, daß, wenn man mit einem schönen Frauenzimmer spazieren geht, die Einsamkeit ihren Werth hat... ha, ha, ha!"

Herr Richard lacht allein, denn Rosa-Maria wendet den Kopf ab, um einem Orgelspieler und einer Frau zuzusehen, die singt und sich mit der Violine accompagnirt.

Als der Herr bemerkt, daß sein Einfall keine Wirkung hervorbringt und auch sein Lachen Niemand anlockt, sieht er sich genöthigt, in seiner Schilderung fortzufahren: „Dann haben Sie den Boulevard des Filles du Calvaire im Marais-Quartier gesehen, einem sehr ruhigen Quartier, wo man unangefochten und ohne Toilette spazieren gehen kann. Der Bewohner des Marais geht aus, um frische Luft zu schöpfen; der alte Rentier stützt sich auf den Arm seiner Haushälterin; die ehrenwerthe Bürgerin der Pas-de-la-Muestraße kommt mit ihren Kindern auf den Boulevard, damit sie dort spielen können... O, es ist ganz rococo!... begegnete man nicht zuweilen einer hübschen Grisette, so könnte man es nicht aushalten... Uebrigens glaube ich nicht, daß man ein schöneres Gesichtchen sehen kann als das Ihrige!... O, wenn es eines gäbe, so wüßte ich es... denn ich darf mir schmeicheln... ich kenne alle schöne Mädchen in Paris!"

Rosa-Maria bleibt vor einem kleinen Knaben stehen, der kaum bekleidet ist und ihr eine Schachtel

mit Zahnstochern hinhält, indem er leise sagt: „Kaufen Sie mir Zahnstocher ab, Fräulein, ich habe schon zwei Tage Nichts gegessen. Mein Vater liegt im Spital; er ist von einem Bau heruntergefallen und hat sich beschädigt... ich muß allein für meiner kleinen Schwester Unterhalt sorgen.“

Die Jungfrau reicht dem Jungen ein Hundertsousstück und denkt: „Ach, ich habe wohl daran gethan, dem kleinen Mädchen nicht Alles zu geben, jetzt kann ich doch diesem auch helfen.“

Der kleine Zahnstocherhändler dankt Rosa, entfernt sich und Herr Richard nähert sich ihr mit den Worten: „Fräulein, ich bemerke, daß Sie sehr mitleidig sind und lobe Sie darum; aber glauben Sie mir, mißtrauen Sie diesen kleinen Schelmen, die unter dem Vorwande, unbedeutende Gegenstände an Sie zu verkaufen, Ihr Herz durch erdichtete Leiden und erlogenes Unglück zu rühren suchen. Sehen Sie, der kleine Schurke zum Beispiel, dem Sie eben fünf Franken gegeben haben, ist augenblicklich zu dem nächsten Zuckerbäcker gegangen; dort stopft er sich mit Kuchen und Confect voll, dann spielt er das ihm übrig gebliebene Geld mit andern Gassenjungen heraus und dazu hat ihm Ihre Barmherzigkeit Veranlassung gegeben.“

Rosa wirft ungläubige Blicke auf Herrn Richard und murmelt: „Ach, mein Herr, welcher Gedanke! Man müßte also alle Unglücklichen zurückstoßen... sich weder von ihrem Flehen noch ihren Thränen zum Mitleid bewegen lassen...“

„Das wäre das beste Mittel, nicht betrogen zu werden.“

„Ich will lieber bisweilen betrogen werden, als gegen das Fiehn eines wirklich Leidenden gefühllos sein.“

„Das bleibt Ihnen überlassen, Fräulein... Auch wäre es mit Augen, wie die Ihrigen sind, sehr unrecht, gefühllos zu sein und...“

„Und wie heißt der Boulevard, auf dem wir uns jetzt befinden, mein Herr?“

„Das ist der Boulevard du Temple, Fräulein; o, dieser verdient Ihre Aufmerksamkeit, besonders wenn Sie Gefallen an Volksbelustigungen und öffentlichen Schauspielen finden. Dieser Boulevard hält täglich seinen Markt, es ist keiner der übrigen mit ihm zu vergleichen. Er hat seine eigene Passage, seinen öffentlichen Garten... ach, den einzigen, der von dieser Art noch in Paris ist, wo die Gärten immer mehr verschwinden, um den Steinbrüchen Platz zu machen... Wollen Sie einen Augenblick halten, Fräulein, und hier gegenüber auf die Sonnenseite sehen, ich versichere Sie, es ist der Mühe werth... Betrachten Sie zuerst jenes ungeheure Kaffeehaus mit Billards in allen Stockwerken; man wird bald auf den Dächern anbringen, so daß, wenn man zu stark an eine Kugel stößt, diese in eine Kaminröhre fahren und auf das Billard in der ersten Etage herunterfallen wird, daß es eine Carambolage gibt. Neben dem Kaffeehaus steht ein Gasthaus, wo eine Masse Hochzeiten gefeiert werden; Sie können keinen

Samstag Abend daran vorbeigehen, ohne die Säle beleuchtet und durch die Fensterscheiben hindurch beim Klang der Musik eine mehr oder minder elegante Gesellschaft hüpfen und springen und sich den Freuden des Contre- und Polka-Tanzes hingeben zu sehen: dann findet eine Hochzeit statt; es gibt Sonnabende, wo vier auf ein Mal in diesen Sälen gefeiert werden, und es kommt dann nicht selten vor, daß die zum Balle eingeladenen Gäste sich in der Hochzeit irren; man glaubt sich gegenüber von der Person zu befinden, mit welcher sich ein Advokat, ein Bekannter so eben verbunden hat und begrüßt die Neuvermählte eines Gewürzkrämers mit den Worten: „Madame, ich bezweifle nicht, daß Ihr Herr Gemahl von nun an all' seine Angelegenheiten gewinnen wird.“

„Und die Braut erwidert Einem mit einer Verbeugung: „Mein Herr, wir werden uns bemühen, alle unsere Kunden zufrieden zu stellen!“

„Man findet die Antwort hübsch und entfernt sich mit der Ueberzeugung, die Dame sei sehr geistreich, bis Einen der Anblick des jungen Gemahls aus dem Irrthum reißt. Nach diesem Gasthaus kommt wieder ein anderes, hauptsächlich von geringern Leuten besuchtes Kaffeehaus; dann wieder eines für den Bürgerstand; dann ein Schauplatz von Merkwürdigkeiten, wo ein Zwerg, eine Riesin, ein gleich einem Bären mit Pelz überzogenes Frauenzimmer, abscheuliche Thiere, kurz, merkwürdige Dinge zu sehen sind. Dann beim Thore die Poffenreißer, die köstlichen Hanswürste, welche das Glück unserer Väter ausgemacht

haben, unser Glück und das Glück unserer Nachkommen ausmachen werden. Der berühmte Bobèche und der drollige Galimafrée leben nicht mehr, aber andere Künstler sind an ihre Stellen getreten; in Paris fehlt es nicht an Gauklern, und das Possenspiel wird nie aufhören. Nächst diesem Schauplatz unter freiem Himmel noch ein Kaffeehaus, dann ein Theater, der olympische Circus; dann ein weiteres Kaffeehaus und ein anderes Theater, das der Jolies - Dramatiques; dann zur Abwechslung abermals ein Kaffeehaus und daneben das Gaité-Theater; nächst diesem das Seiltänzer-Theater, das Théâtre des Delassements und das kleine Lazary und überall rings herum noch andere Kaffeehäuser und eine Masse Pastetenbäcker... Sie sehen daher, Fräulein, daß meine Behauptung, dieses Boulevard habe seines Gleichen nicht, richtig war."

Rosa-Maria, die gern eine Weile still gestanden war, um zu betrachten, was ihr der Herr zeigte, setzt ihren Weg wieder fort und fragt: „Wie kommt es aber, mein Herr, daß, je weiter ich auf den Boulevards vorwärts gehe, mir immer mehr Leute begegnen?“

„Weil Sie sich immer mehr dem Mittelpunkt der Hauptstadt, dem handeltreibenden, eleganten Quartier nähern, Fräulein. Jetzt sind wir auf dem Boulevard St. Martin... Dort ist das Wasserschloß, wo sich beinahe immer Rekruten, Kindsmägde, Straßenjungen und Leute aufhalten, die allein spazieren gehen und auf Jemand warten. Hier sind die Dan-

by's und Stüßer noch etwas Seltenes; hier begegnen Sie wenig lackirten Stiefeln und gelben Handschuhen, dagegen aber vielen Schauspielerinnen der Boulevards-Theater; auch keinen Equipagen und Cavalieren auf stolzen Rossen, aber vielen Mylords-Cabriolets und Citadinen mit verhängten Fenstern... ha, ha!"

"Sind wir noch weit von der St. Lazarusstraße entfernt, mein Herr?"

"O gewiß, Fräulein! Sie können, ehe Sie dorthin gelangen, beinahe alle Boulevards sehen. Aber wenn Sie ermüdet sind, biete ich Ihnen einen Wagen an... ist es Ihnen recht?"

"Ich danke Ihnen, mein Herr, ich will zu Fuß gehen."

Damit verdoppelt die Jungfrau ihre Schritte, denn das Gespräch des Herrn Richard interessirt sie nicht; sie wünscht Paris nicht durch diesen Unbekannten kennen zu lernen; sie hatte in ihrem Innern die Hoffnung gehegt, daß sich der junge Maler ein Vergnügen daraus machen werde, ihr die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt zu zeigen. Je mehr sie aber in der ungeheuren Stadt vordringt, je mehr schwindet diese Aussicht.

Herr Richard sieht sich beinahe genöthigt, zu rennen, um dem jungen Mädchen nachzukommen; endlich hat er sie wieder eingeholt.

"Dieses ist das St. Martinthor," sagt er dann, "und dort ist das St. Denisthor... ein sehr bevölkertes Quartier, wo eine Masse Kaufleute wohnen... Sie gehen aber fürchterlich schnell, Fräulein!"

„Ach, weil ich an Ort und Stelle sein möchte, mein Herr!“

„Das ist das Boulevard Bonne-Nouvelle. Hier fangen die Kindsmägde, Tagelöhner und schlecht gekleideten Leute an weniger gesehen zu werden. Elegante Damen erscheinen; bald erblickt man diese in vorherrschender Zahl, wir nähern uns dem schönen Quartier. Auf dem Boulevard Poissonière, wohin wir jetzt kommen werden, ist es schon ganz vornehm. Die Leinwandhändlerinnen haben prächtige Läden; die Modehändler, die Putzmacherinnen und Schokoladenfabriken gehören zu den vorzüglichsten... Ei, dürfte ich es vielleicht wagen, Ihnen ein Stückchen Kuchen oder sonst Etwas anzubieten?“

„Ich danke Ihnen, mein Herr, es hungert mich nicht... ich nehme Nichts an.“

„Sie nimmt Nichts an!“ denkt Richard. „Ich wußte es wohl, daß es keine Pariser Grisette ist; es ist aber jedenfalls eine angenehme Bekanntschaft!“

Rosa-Maria läuft immer sehr schnell. Herr Richard ist ganz erschöpft, wagt jedoch nicht, es merken zu lassen. Sie sind auf dem Boulevard Montmartre und er ruft aus: „Da, Fräulein! jetzt befinden Sie sich in dem Centrum... in dem schönen Quartier! Sehen Sie jene breite, gerade, geräumige Straße, wo ein Theil der Häuser vergoldete Gitter hat, das ist die Neuve-Biviennestraße... Schauen Sie, bewundern Sie diese Tilbury's, diese Landauer, diese muthigen Pferde... und diese Kaffeehäuser!... Ach, jetzt haben wir den Marais weit hinter uns!...“

Betrachten Sie die zierlichen Gestalten dieser Damen, ihre Anzüge... Ich bin überzeugt, Sie erregen Ihre Bewunderung!"

"Ist denn die St. Lazarusstraße am entgegengesetzten Ende von Paris, mein Herr?"

"Wir nähern uns derselben bald... haben Sie nur ein wenig Geduld. Jetzt sind wir auf dem Boulevard des Italiens. Das ist die Chaussée d'Antin, der Sitz der Handels-Agenten, der Opernsängerinnen, junger reicher Leute, die Geld zu verschwenden haben, excentrischer Künstler, der Loretten, der Bankiers, der Wagenfabrikanten und der Moschus-Pastillenhändler... Ach! riechen Sie ein wenig, Fräulein, finden Sie nicht, daß die Luft von Wohlgeruch erfüllt ist?... denn alle vorübergehenden Damen sind von Kopf bis zu Fuß parfümirt... Ja, wir befinden uns im Schooße der Leppigkeit und Größe."

Statt zu antworten, bleibt Rosa-Maria vor einem blinden Greise stehen, der am Fuße eines Baumes sitzt und einen Hund bei sich hat, der ein Tröggen in der Schnauze trägt. Der Blinde spielt ein Dergelchen, um die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen.

Die Jungfrau nähert sich dem Greise; seine weißen Haare, seine von Runzeln durchfurchte Stirne, seine Gebrechlichkeit und die ihn bedeckenden Lumpen pressen der schönen Rosa einen Seufzer aus und schnell in ihre Tasche greifend langt sie den letzten Fünffrankenthaler heraus und legt ihn in das Tröggen.

„Armer Mann!“ ruft sie aus, „so alt, blind... und vielleicht brodlos!“

Dann geht Rosa=Maria wieder weiter, ohne auf die Segnungen des Greises zu hören und sagt zu dem sie begleitenden Herrn: „So viel es scheint, mein Herr, sind in dem Quartier der Ueppigkeit und Größe auch Unglückliche zu finden?“

„Ach, Sie meinen den Blinden!“ erwidert Richard höhniſch; „Sie wissen aber nicht, daß dieser Mann Tage hat, wo er seine hundert Sous bis sechs Franken und bisweilen auch noch mehr zusammenbettelt!“

Hieronimus' Tochter empfindet ein Gefühl des Widerwillens gegen diesen Menschen, der kein Almosen geben will und aus Furcht, betrogen zu werden, es für einfacher hält, das Unglück ganz zu leugnen.

„Aber, mein Herr,“ entgegnet Rosa, „dieser Mann ist sehr alt und des Augenlichts beraubt; ich glaube, daß in diesem Falle an seinem Unglück nicht zu zweifeln ist!“

„Er ist alt... ja... ein Beweis, daß es ihm bis jetzt nicht an Lebensmitteln gefehlt hat; blind, das ist möglich, aber noch nicht erwiesen... es gibt so viele Gusmans, Alfaraches in Paris!... Hier sind die chinesischen Bäder, Fräulein! Wir lenken jetzt in die Chausſée=d'Antinstraße ein, die uns in die St. Lazarusstraße führen wird. Außer dem Boulevard de la Madeleine haben Sie nun diese ganze Promenade gesehen und Paris unter verschiedenen Gestalten, elegant, handeltreibend und bevölkert, kennen

gelernt. Seit man die Boulevards gepflastert und mit Erdharz bestrichen hat und besonders seit sie, vermöge seiner Candelabres, die Sie in sehr geringer Entfernung von einander auf beiden Seiten der Chaussée bemerken, prachtvoll mit Gas beleuchtet sind, ist der Spaziergang bei Nacht ebenso angenehm und so sicher als bei Tag. Es gibt übrigens Leute, denen die Dunkelheit und der Schmutz lieber waren... Ei, wo ist denn die Kleine hingekommen?..."

Herr Richard steht still und kehrt sich um... Er sieht, wie die Jungfrau den Rest ihrer Börse in die Hand einer armen Frau leert, welche ein Kind säugt, noch ein anderes auf dem Arme hat und ein drittes bei der Hand führt. Das Weib hat nicht gebettelt, aber sie sieht so blaß, so armselig aus und wirft so traurige Blicke auf ihre Kleinen, daß man sich bei ihrem Anblick kaum der Rührung erwehren kann.

Rosa-Maria kommt auch mit thränenfeuchten Augen zu Herrn Richard zurück und setzt ihren Weg wieder fort, indem sie murmelt: „Ach! und sollte mich der Schein auch immer trügen, ich wäre nie im Stande, ein so trauriges, rührendes Gemälde zu sehen, ohne davon ergriffen zu werden.“

„Das junge Mädchen,“ denkt Herr Richard in seinem Sinne, „behält Nichts für sich; sie ist bis zum Uebermaß empfindlich! Ihre Eroberung wird leicht zu machen sein.“

Viertes Kapitel.

Die beiden Adressen.

Beim Einlenken in die Chaussée-d'Antinstraße nähert sich Herr Richard Rosa und sagt mit dem Tone eines Mannes, der überzeugt ist, Beifall zu finden, zu ihr: „Sie müssen müde sein, schöne Reisende!... es ist von dem Jardin des Plantes bis hierher sehr weit; hier nehmen Sie ohne Umstände meinen Arm, dann gehen wir mit einander und machen nähere Bekanntschaft.“

Damit präsentirte ihr der junge Mann seinen Arm; statt aber schnell den ihrigen einzuhängen, wie er es voraussetzte, weicht das junge Mädchen zurück und entgegnet: „Ich danke Ihnen, mein Herr, ich bin nicht müde und ich gehe lieber allein.“

Herr Richard runzelt die Stirne und denkt: „Um! ... sie macht mehr Umstände als ich geglaubt hätte; ich will aber nicht umsonst so weit gelaufen sein!“

Hierauf nähert er sich Rosa wieder und versetzt: „Wie es Ihnen Vergnügen macht, Fräulein; aber Sie dürfen glauben, daß ich meinen Arm nicht Jedermann anbiete!... Ich nehme in Paris eine sehr schöne Stellung ein, bin sehr reich, in der Welt geachtet und besonders sehr freigebig gegen Damen!... Sie haben einen wunderhübschen Fuß... Sie werden zahlreiche Eroberungen in Paris machen... die meine ist Ihnen bereits gewiß!“

Rosa = Maria gibt kein Gehör mehr; sie rennt

immer schneller voraus. Herr Richard eilt ihr nach, indem er vor sich hin brummt: „Diese Kleine ist ein durchtriebenes Ding... es kann nicht anders sein.“

Man war am Ende der Chauffée=d'Antinstraße; das junge Mädchen hält: „Und wo ist die St. Lazarusstraße, mein Herr?“

„Gerade vor Ihnen, Fräulein, rechts und links.“

„Ach, welches Glück!“

„Das ist aber noch nicht Alles, Fräulein, man muß wissen, welche Nummer Sie suchen... Rennen Sie doch nicht so... nehmen Sie sich vor den Gefährten in Acht!“

Rosa-Maria achtet nicht mehr auf Herrn Richard; sie wußte, daß sie ihren Onkel Nicolaus Nr. 62 zu finden hatte. Sie hat bereits nach den Hausnummern gesehen und mit Freuden bemerkt, daß die gesuchte nicht mehr ferne ist; sie läuft, kommt an, tritt in ein schönes Haus, wendet sich ganz außer Athem an den Portier und fragt: „Mein Herr, sagen Sie mir gefälligst, in welchem Stockwerk wohnt mein Onkel Nicolaus... Nicolaus Gogo?“

Der Portier, an welchen sich die Jungfrau gewendet hat, war ehemals Schweizer in einem großen Hause gewesen und hatte alle Manieren eines solchen beibehalten. In einen Oberrock eingehüllt, den er beinahe auf dem Boden schleppt, eine Mütze mit über die Ohren heruntergeschlagenen Lappen auf dem Kopfe, thront er zwischen seinem Hund und seiner Kasse in seiner Loge und scheint es für eine Gnade zu halten, wenn er Einem Antwort gibt. Er mißt daher das

junge Mädchen mit unverschämter Miene von Oben bis Unten, schneuzt sich, streicht mit der Hand den Rücken seiner Kasse und brummt: „Hm? wie? was fragen Sie?“

„Ich frage, in welches Stockwerk ich gehen muß, um meinen Onkel Nicolaus Gogo zu finden?“

„Gogo!... kenne ich so Jemand?... haben wir Jemand der Art im Hause?“

„Wie, mein Herr, Sie kennen meinen Onkel Gogo nicht? Ich bin aber doch im rechten Hause, St. Lazarusstraße Nr. 62.“

„Hier, Mouton, nimm das... zank' Dich aber nicht mit dem Türk... mach', gib die Pfote, schnell die Pfote!“

Rosa = Maria wartete ängstlich auf die Antwort des Portiers; aber dieser scheint, ganz mit seinen Thieren beschäftigt, nicht mehr zu bemerken, daß das junge Mädchen mit ihm spricht. Rosa sagt daher ungeduldig: „Geben Sie mir doch Antwort, mein Herr, Sie sehen ja, daß ich warte.“

„Wie? was gibt es?... Ach, Sie sind noch da! Was wollen Sie denn noch?“

„Wo logirt mein Onkel, mein Herr?“

„Was? Ihr Onkel? Kenne ich Ihren Onkel? Bin ich genöthigt zu wissen, wo Ihre Verwandten sind?... Hierher, Türk, hierher... Du frisst von Moutons Pastete, Du Lecker; aber ich sehe Dich und wenn ich aufstehe, kriegst Du Peitschenhiebe.“

Hieronymus' Tochter steht noch immer vor dem Eingang in des Portiers Loge; sie hat das Papier

in der Hand, auf dem die Adresse ihres Onkels steht; sie reicht es dem unfreundlichen Portier und sagt: „Sehen Sie, mein Herr, man hat mir doch gesagt, hier wohne mein Onkel Gogo... ich bin doch am rechten Orte.“

Der ehemalige Schweizer erhebt sich mit zorniger Miene und stößt das junge Mädchen zurück.

„Wissen Sie!“ schreit er, als ob er ein Paar Ochsen vor sich gehabt hätte, „wissen Sie, daß Sie mich mit Ihrem Onkel Gogo zu langweilen anfangen? Wollen Sie mich nicht bald in Ruhe lassen, Mamselle?... Herunter, Türk, herunter!... Wie viel Mal muß ich Ihnen sagen, daß ich ihn nicht kenne, daß kein Gogo im Hause wohne... ich meine doch, ich spreche verständlich.“

Rosa-Maria zieht sich beinahe entsetzt über den unverschämten Ton des Portiers zurück und murmelt: „Verzeihen Sie, mein Herr, dann muß sich unser Better geirrt haben.“

Damit kehrt die Jungfrau traurig und betrübt auf die Straße zurück und Herr Richard, der an der Thüre des Hauses stehen geblieben war, wo er die von ihm Versolgte hatte hineingehen sehen, eilt schnell auf sie zu und fragt: „Ei, was haben Sie denn, Fräulein!... Sie scheinen ganz betrübt... ist Ihr Verwandter krank... haben Sie eine unangenehme Nachricht erfahren?“

„Nein, mein Herr, das nicht... aber ich begreife nicht... mein Onkel Gogo wohnt nicht in diesem

Hause... und doch hat mir vor ganz kurzer Zeit erst mein Vetter seine Adresse gegeben... Was bedeutet das... wie kommt es, daß er sich geirrt hat?... es ist mir unfaßlich!"

Herr Richard ist entzückt über diesen Vorfall, weil er denkt, die Verlegenheit des jungen Mädchens stelle sie seiner Macht anheim, und er reibt sich vergnügt die Hände, indem er erwiedert: „Ach, Fräulein, wenn Sie geglaubt haben, in Paris könne ein junges Mädchen einen Führer und Beschützer entbehren, so waren Sie sehr im Irrthum... selbst Personen, welche schon lange in der Stadt wohnen, ist es manchmal schwierig, die zu entdecken, welche sie aufsuchen. Wie können Sie also meinen, ein junges Mädchen, welche zum ersten Mal nach Paris kommt, könne gleich Alles finden? Sie sehen hieraus, daß Sie ohne Stütze, ohne Freund nie Ihren Onkel Gogo finden werden... Aber obgleich Sie vorhin meinen Arm ausgeschlagen und mir nicht auf meine Erklärungen geantwortet haben, will ich es doch auf mich nehmen, Ihre Familie zu entdecken. Nun, kleine Böse, nehmen Sie meinen Arm an, ich trage Ihnen Nichts nach und finde Sie immer anbetungswürdig.“

Rosa-Maria weicht abermals zurück und antwortet bloß mit einer Verbeugung: „Ich danke Ihnen, mein Herr, aber ich brauche keinen Führer. Dem Himmel sei Dank, ich habe noch einen andern Onkel in Paris... Ich hoffe, daß man sich in dessen Adresse nicht geirrt hat und ich werde ihn augenblicklich aufsuchen.“

„Ah! Sie haben noch einen andern Onkel in Paris?“ entgegnet Richard, höchst ärgerlich über die fortwährende Weigerung des jungen Mädchens, seinen Arm anzunehmen. „Teufel! Sie haben ja eine Masse Onkel... das scheint mir ein bischen unglaublich!“

„Ja, mein Herr, ich habe zwei Onkel und sogar mehrere Better hier und da ich groß genug bin, selbst nach dem Weg zu fragen, so geben Sie sich keine Mühe mehr, mich zu begleiten.“

„Ah, der Tausend! so nehmen Sie es auf, Kleine? Allein Sie mögen machen, was Sie wollen, ich gehe, wenn mir's gefällt, auf demselben Wege fort wie Sie, denn in Paris kann Jeder hingehen, wo er will, und vielleicht sind Sie in kurzer Zeit überglücklich, wenn Sie mich in der Nähe haben, um Sie zu beschützen.“

Hieronymus' Tochter achtet nicht mehr auf diese Worte Richards. Sie sieht das Stückchen Papier in ihrer Hand an, geht in den ersten besten Laden hinein und fragt nach der Vendômestraße; nach dem ihr angewiesenen Wege geht sie die Antinstraße hinab, um wieder auf die Boulevards zu gelangen und den Weg wieder zurückzugehen, auf dem sie hergekommen ist.

Herr Richard folgt dann der Jungfran wieder und spricht bei sich: „Man merkt wohl, daß sie aus einem Dorfe kommt... meinen Arm auszuschlagen... die kleine Gans!... Ich sollte sie verachten... aber sie ist zu hübsch!... Teufel! wenn sie ihren

andern Dunkel fände, dann wäre ich vergeblich mitgelaufen, und die Kleine läßt mich gehörig traben... Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen... ich sterbe fast vor Hunger... aber einerlei, ich lasse mich nicht vertreiben, ich muß wissen, wo sie hingeht, erfahren, was der Oheim treibt; es ist ohne Zweifel ein Krämer... dann gehe ich alle Tage hin und handle mit ihm oder kaufe Etwas bei ihm."

Der Tag fing an sich zu neigen und das junge Mädchen konnte nicht mehr so schnell gehen, denn sie war todtmüde. Erst jetzt fällt es ihr ein, daß sie all' ihr Geld hergeschenkt und Nichts für sich behalten hat; aber sie bereut es nicht, mitleidig gewesen zu sein, und tröstet sich, ihre Kräfte zusammennehmend, mit dem Gedanken: „Gott wird meinen Muth stärken, er kann mich nicht für meinen guten Willen strafen wollen.“

„Am Ende läßt mich die Kleine wieder die ganzen Boulevards ausmessen,“ spricht Richard bei sich, während er Rosa-Maria folgt. „Das Mädchen hat die Schnelligkeit eines Hirschens... wenn ich nicht befürchtete, sie aus den Augen zu verlieren, hätte ich mir schon längst bei einem Pastetenbäcker etwas Kuchen gekauft... Ach, dem Himmel sei Dank, sie verläßt den Boulevard, hoffentlich sind wir bald am Ziele.“

In der That wendet sich Rosa, welche sich den ihr angegebenen Namen genau gemerkt hat, seitwärts und mündet in die Tempelstraße ein; die erste links ist dann die Bendömestraße und sie findet die Nr. 14 bald. Hier wendet sie sich wieder an den Portier,

welcher dieß Mal durch ein altes Weib mit einer Brille auf der Nase und einem alten schmutzigen Buche in der Hand vorgestellt wird.

„Madame, wollen Sie mir gefälligst sagen, in welchem Stockwerk der Herr Eustachius Gogo wohnt?“ fragt Rosa in sanftem Tone, denn sie befürchtet, die Portiere ebenfalls zu erzürnen.

Die Alte ist etwas taub, doch sieht sie Jemand auf ihre Loge zutreten, legt ihr Buch auf den Schooß und schreit: „Um? was? was wünschen Sie, meine Kleine?... Ich war gerade an einer sehr interessanten Stelle... wo der Räuber, der Roger, seinen Sohn Victor, das Waldkind, vom rechten Weg abbringen will... Ach, das ist ein schaudererregendes Werk!... Ich habe bei meiner Ehre wegen dieser Geschichte nicht essen können... Victor und seine Clementine interessiren mich gar zu sehr!“

„Ich bedauere außerordentlich, Sie unterbrochen zu haben, Madame,“ versetzt Rosa, „aber ich wollte nur fragen, in welchem Stock mein Onkel Gogo wohnt?“

„Sie haben das Werk gelesen?... nicht wahr, es ist prächtig! Und wie geht es denn am Ende der armen Clementine? Sagen Sie mir, was Sie davon halten, damit ich Ihre Meinung mit der meinigen vergleiche.“

Die Jungfrau nähert sich der Alten und sagt mit lauterer Stimme: „Madame, ich frage nach Herrn Eustachius Gogo!“

„Ach ja, es ist schön!... Sie sind auch meiner Ansicht... aber dieser Lump von Roger! welcher

Schurke! Kann es wirklich solche Schufte geben . . . als ich eine rechtschaffene Frau bin?"

„Rosa ist in Verzweiflung, zum Glück gewährt sie ein blechernes Sprachrohr, welches auf dem Ofen liegt, sie nimmt es eilig, legt es an das Ohr der Portiére und wiederholt ihre Frage.

Die Alte thut ihre Brille herunter, betrachtet das junge Mädchen und antwortet: „Nach Herrn Gogo . . . Herrn Eustachius Gogo fragen Sie, mein Kind? . . . Entschuldigen Sie, der Roman fährt mir noch im Kopfe herum; habe ich doch vergangene Nacht meinen Nachtopf in's Bett geschüttet, weil ich ihn für den schuftigen Roger hielt und glaubte, er wolle mich schänden.“

„Wie viel Stiegen muß ich hinauf zu meinem Onkel, Madame?"

„Zu Ihrem Onkel . . . ach! der Herr Gogo ist also Ihr Onkel? . . . ich kenne ihn nicht, meine Liebe . . . Gogo, das ist ein komischer Name! Wenn ein Gogo im Hause wohnte, hätte ich mich seiner gewiß erinnert, aber wir haben keinen Miethsmann, der so heißt.“

Rosa-Maria bleibt wie vernichtet stehen, als sie diese letzte sie aufrecht haltende Hoffnung schwinden sieht, sie begreift das Schreckliche ihrer Lage. Sie blickt die Portiére mit thränenden Augen an, aber die Alte hat bereits ihre Brille wieder aufgesetzt und murmelt, während sie nach ihrem Buche langt: „Ich muß weiter lesen . . . ich kann Victor nicht mit seiner Clementine im Freien lassen! . . . Soll ich Ihnen ein paar Seiten vorlesen, mein Kind?"

„Also sind Sie überzeugt, Madame, daß mein Onkel Eustachius Gogo nicht hier wohnt?“

„Er hat nie hier gewohnt, meine Theuerste . . . Poß Ruckuk! ich müßte es wissen, seit vierunddreißig Jahren sitze ich an dieser Thür und man behält mich doch trotz meiner Taubheit . . . aber Abends, wenn ich mich zu Bette lege, befestige ich mein Sprachrohr an mein Ohr und schlafe auf dem andern . . . Ach, der Schurke, der Roger . . . wart' Kerl, ich gehe nicht bald zur Ruhe, als bis Du Deinen Theil hast! . . .“

Rosa-Maria verläßt die Loge, denn sie sieht wohl, daß von der Portiäre Nichts weiter zu erfahren ist; sie kehrt auf die Straße zurück: die Nacht ist unterdessen hereingebrochen; die Jungfrau weiß nicht, wo sie ihre Schritte hinwenden soll. Sie weint, bedeckt ihre Augen mit dem Taschentuch und jammert: „Mein Gott, mein Gott! was soll aus mir werden?“

Ein junger Mann nähert sich ihr, faßt sie beim Arme und sagt: „Ei, kleine Grausame, Sie weinen jetzt; der Onkel im Marais ist, wie es scheint, so wenig zu finden wie der in der Chauffée d'Antin.“

Rosa hat den häßlichen Herrn, der sie seit ihrer Ankunft in Paris verfolgt, erkannt, aber sie fühlt sich in diesem Augenblick so niedergeschlagen, daß sie nicht die Kraft hat, den jungen Mann zurückzustossen; sie antwortet nur in Thränen zerfließend: „Was soll das heißen? . . . Wie kommt es, daß uns unser Better falsche Adressen gegeben hat? Warum wollte er sich über uns lustig machen? . . . O, mein armer

Vater, der Du mich mit der Hoffnung nach Paris geschickt hast, ich werde von meinen Onkeln gut aufgenommen werden und glücklich hier sein . . . ach, wenn Du wüßtest, daß Deine Tochter nicht mehr weiß, wo sie sich hinwenden und was in diesem Paris, wo sie Niemand kennt, aus ihr werden soll, so wärest Du sehr unglücklich! . . . O, ich gehe nach Avon zu meinem Vater zurück . . . morgen gleich . . . heute noch, wenn es möglich ist. Sagen Sie mir gefälligst, wie muß ich es machen, um heute Abend noch nach Fontainebleau zurückzukommen . . . von dort kann ich zu Fuß nach Hause gehen. Ach, ich wäre so glücklich, wenn ich mich nur in Fontainebleau befände.“

Herr Richard fängt an zu lachen und erwidert: „Heute Abend noch nach Fontainebleau zurückkehren? Daran dürfen Sie nicht denken, schöne Tigerin; das ist rein unmöglich; es ist Nacht und schon spät!“

„Geht die Eisenbahn bei Nacht nicht, mein Herr?“

„Nein! Außerdem sind wir entsetzlich weit vom Bahnhofe entfernt. Ich wiederhole Ihnen, es ist an eine Rückkehr in Ihre Heimath heute Abend nicht zu denken.“

„Aber es muß sein, mein Herr! . . . Was soll in Paris aus mir werden? . . . Wo soll ich die Nacht zubringen? . . . und ich habe kein Geld mehr, um in ein Wirthshaus zu gehen. O, man wird mir aber hoffentlich bis morgen borgen, dann hole ich meinen Koffer und biete ein Stück meiner Effekten zur Bezahlung an, nicht wahr, mein Herr? . . . Ach, haben Sie die Güte, mir ein Gasthaus zu zeigen!“

„Meine Kleine, Sie sprechen wie ein Kind . . .
Erstens gibt es keine Gasthäuser in Paris, sondern
bloß Hotels und möblirte Wohnungen; die erstern
sind sehr theuer und die letztern sehr verdächtig . . .
dann creditirt man Einem keine Logis, besonders ei-
nem jungen Mädchen nicht, das ganz allein ankommt
. . . man wird eine sehr schlechte Meinung von Ihnen
haben und offen gesagt, wenn ich nicht die Reise auf
der Eisenbahn mit Ihnen gemacht hätte, so würde
ich der Geschichte mit Ihren Onkeln und dem Better,
der falsche Adressen gibt, gar keinen Glauben schen-
ken . . .“

„Was würden Sie denn von mir denken, mein
Herr?“ ruft Rosa aus, indem sie ihre Hand zurück-
zieht, die Herr Richard ergriffen hat.

„Lauter Liebenswürdiges, ich schwöre es Ihnen!
Wohlan, werden wir nicht böse; nehmen Sie meinen
Arm an, ich will Sie an einen Ort führen, wo Sie
außer aller Gefahr die Nacht zubringen können.“

„Wo, mein Herr?“

„Vertrauen Sie mir; was Teufel! Sie können
nicht unter freiem Himmel übernachten und sich der
Verlegenheit aussetzen, von der grauen Patrouille er-
griffen zu werden.“

„Was ist das für eine . . . die graue Patrouille?“

„O, das ist etwas Erschreckliches für die jungen
Mädchen, die Nachts allein in Paris herumlaufen.
Sie würde Sie in den St. Martinsaal führen . . .“

„Was ist das für ein Saal, mein Herr?“

„Ein Ort, wo man alle Diebe und Liederliche

Dirnen, die man Nachts in Paris auffängt, vorläufig einsperret."

Rosa-Maria stößt einen Schrei des Schreckens aus; Herr Richard benützt diesen Augenblick, wo das junge Mädchen zittert, um ihren Arm in den seinen zu legen und sagt: „Beruhigen Sie sich! zittern Sie nicht so; bei mir laufen Sie keine Gefahr ... ich will Sie zu meiner ... Tante führen. Das ist eine achtungswerthe Frau, die sich ein Vergnügen daraus machen wird, Sie wie ihre Tochter zu behandeln."

Rosa erhebt flehend die Augen zu dem jungen Mann und stammelt: „Sie werden mich nicht täuschen, mein Herr, das Vertrauen eines armen jungen Mädchens, das seine Familie nicht finden kann, und jetzt so sehr bereut, nach Paris gekommen zu sein, nicht mißbrauchen wollen. Ich lüge Sie nicht an, mein Herr, das wissen Sie ... aber Sie? ..."

„Ich Sie anlügen? Mein Gott, wie mißtrauisch sind Sie! ... Kommen Sie, stützen Sie sich doch auf mich, Fräulein ... Ach, entschuldigen Sie, ich weiß Ihren Namen nicht."

„Rosa-Maria, mein Herr."

„Nun, Fräulein Rosa ... Rosa-Flora ... er Name ist ganz für Sie geschaffen ... führen Sie mich doch am Arme."

Die Jungfrau weiß nicht mehr, was sie thun soll, denn wenn sie an das denkt, was der Herr, welcher ihr seine Unterstützung anbietet, zu ihr gesagt hat, fürchtet sie sich, sich ihm anzuvertrauen; aber sie ist vor Mattigkeit erschöpft, sie läßt sich also

führen und stützt sich sogar fest auf Herrn Richard, der in seinem Innern denkt: „Endlich ist sie mein! ich wußte wohl, daß ich zum Zwecke kommen würde: Beharrlichkeit führt in allen Dingen zum Ziele.“

Richard geht mit dem jungen Mädchen wieder auf die Boulevards zurück; da er aber ebenso ermüdet war wie die Kleine und vor Hunger fast nicht mehr vorwärts konnte, lenkt er seine Schritte nach einer Restauration hin. Der junge Mann ist gerade bei Kasse, was nicht oft bei ihm der Fall war und sagt zu Rosa: „Ich meine, wir thäten nicht Unrecht daran, schönes Kind, wenn wir, ehe wir uns zu meiner Tante begeben, Etwas zu Mittag oder vielmehr zu Nacht essen würden, denn es ist spät genug, daß man so sagen kann.“

„O, ich danke Ihnen, mein Herr, ich habe keinen Hunger.“

„Aber ich, Fräulein, ich, der ich seit heute Morgen Nichts mehr gegessen habe, der Magen schmerzt mich und auch die Müdigkeit erfordert es, daß ich mich ein wenig stärke.“

„Könnten Sie nicht vielleicht bei ihrer Tante essen, mein Herr?“

„Ich fürchte, sie möchte Nichts vorräthig haben, um so mehr, als sie uns nicht erwartet. Hier ist ein sehr guter Gastwirth, Fräulein, wo nur noble Leute hingehen... wenn Sie nicht essen, so können Sie mir zusehen; Sie können aber während dieser Zeit wenigstens ausruhen, und Sie werden mir gewiß nicht leugnen, daß Sie müde sind.“

„In der That, mein Herr, ich bin sehr müde.“

„So kommen Sie doch und zittern Sie nicht so. Die Damen und Fräulein von Paris speisen oft bei den Traiteurs und fürchten sich gar nicht davor; sie thun es im Gegentheil sehr gerne.“

Richard tritt mit Rosa in eine Restauration auf dem Boulevard. Es befindet sich Niemand mehr in den Sälen, dessenungeachtet verlangt der junge Mann ein eigenes Cabinet, und ein Kellner schickt sich bereits an, ihnen eines anzuweisen, als Rosa, die einen Blick in den noch beleuchteten Salon geworfen hat, dessen Glashüren auf den Vorplatz führen, in denselben hineingeht und sagt: „Warum wollen Sie nicht hier zu Nacht essen, mein Herr? hier sind ja schon gedeckte Tische.“

„Weil es in einem Cabinet angenehmer ist, Fräulein. Kommen Sie nur, zu Zwei ist es nicht gebräuchlich, sich in einen Salon zu setzen... und außerdem werden hier jetzt die Lampen abgelöscht. Nicht wahr, Kellner?“

Der Kellner zögert mit der Antwort, denn die bescheidene, ängstliche Miene der Jungfrau verleiht ihren Zügen in diesem Augenblick einen Ausdruck, dem schwer zu widerstehen ist; und außerdem ist der sie begleitende Herr so häßlich, daß der Kellner, der natürlich an solche Zusammenkünfte gewöhnt ist, gleich bemerkt, daß hier keine Uebereinstimmung herrscht.

Aber Rosa-Maria hat im Saale Platz genommen und sagt in einem sehr entschiedenen Tone zu ihrem

Führer: „Gehen Sie hin, wo Sie wollen, mein Herr, ich warte hier, bis Sie gegessen haben.“

„Schau' mir Eines diesen kleinen Starrkopf da,“ spricht Richard bei sich selbst. „Ha! Das sollst Du mir später bezahlen, Trotzige; ich will Dich dressiren, wenn ich Dich erst unterworfen habe. Jetzt will ich's gelten lassen, und da Sie bei mir über Nacht bleibt, brauche ich für den Augenblick kein Cabinet. Im Ganzen ist es auch besser; ich hätte nur an Dummheiten gedacht, während ich so ordentlich zu Nacht esse.“

Herr Richard entschließt sich somit auch, in den Salon zu treten, er heißt den Kellner zwei Bedecke legen, geht dann auf Rosa zu und will sie zum Tisch führen, aber das junge Mädchen sträubt sich, bleibt auf ihrem Stuhle sitzen und sagt: „Ich habe Ihnen schon erklärt, mein Herr, daß ich keinen Hunger habe, es ist überflüssig an den Tisch zu sitzen, ich esse Nichts.“

„Ei, Sie leben also von der leeren Luft, meine Theure? Entschuldigen Sie, Fräulein, aber so viel ich weiß, haben Sie schon lange Nichts mehr zu sich genommen.“

„Ich bin zu bekümmert und zu unruhig, um an's Essen zu denken, mein Herr.“

„Sie dürfen sich keine Sorgen mehr machen, da ich Sie beschütze, Ihren Ritter mache... und meine Tante Ihnen Gastfreundschaft anbietet, können Sie beruhigt sein. Kommen Sie, setzen Sie sich in gehöriger Entfernung mir gegenüber; dann kann man uns für ein Ehepaar aus dem Marais halten.“

„Es ist überflüssig, ich will Nichts zu mir nehmen...“

„Wie Sie also wünschen, aber ich habe einen tüchtigen Appetit, und ich sage Ihnen zum Voraus, ich beeile mich nicht sehr bei Tische.“

„Ich werde warten, mein Herr.“

Herr Richard setzt sich vor das für ihn bestimmte Couvert; er verlangt Pomard-Wein und läßt sich dann Cotelettes, einen Hahnen und Fische auftragen. Der Weg, den er zurückgelegt, seit er den Bahnhof verlassen, hat einen rasenden Hunger in ihm erweckt und er feuchtet seine Bissen tüchtig an. Er ist auch sehr vergnügt über seinen Abend und verspricht sich eine köstliche Nacht. Alles Dies versetzt ihn in eine rosige Laune; seine Flasche Pomard ist bald geleert und er bestellt Champagner, mit dem Ausruf: „Ha, meiner Treu! ich will mir diesen Abend Nichts versagen!... ich bin zu vergnügt über meinen heutigen Tag!... Ein Gläschen Champagner, meine hübsche Brünette... Kötschen, das werden Sie mir nicht versagen?“

Rosa schlägt es jedoch abermals aus; sie fühlt sich durchaus nicht geneigt, Etwas anzunehmen, denn seit der häßliche junge Mann seine Flasche Pomard ausgetrunken hat, leuchten seine Augen wie glühende Kohlen, und er läßt sie alle Augenblicke mit einem Ausdruck auf dem jungen Mädchen haften, der dieser unerträglich ist. Auch bebt sie zusammen, wie sie Herrn Richard eine zweite Flasche entpfropfen, sein Glas füllen und wieder füllen sieht.

„Mein Gott, mein Herr, wollen Sie denn auch noch diese Flasche leeren?“ fragt Rosa besorgt.

„Und warum nicht, mein Kleinod? ich muß sie wohl allein austrinken, da Sie mir nicht Gesellschaft leisten wollen; das macht mir aber keine Furcht! ich leere vier solcher Flaschen, ohne sie nur zu spüren.“

Herr Richard lügt, denn er kann im Gegentheil nicht viel Wein ertragen; aber gleich jenen verstellten Tapfern, die nie ärger schreien, als wenn sie Angst haben, glaubt der häßliche junge Mann sich durch das Champagnertrinken zu ermutigen; je aufgeregter er ist, je mehr trinkt und schwagt er und wiederholt in Einem fort, der Wein habe keine Gewalt über ihn.

Es hat elf Uhr geschlagen. Das junge Mädchen hat schon mehrmals schüchtern gemurmelt: „Ihre Tante wird sich aber bereits zu Bett gelegt haben.“

„Meine Tante... meine Tante... seien Sie unbekümmert,“ entgegnet Richard, dessen Zunge anfang schwer zu werden, „verlassen Sie sich auf mich... ich stehe für Alles... das ist meine Sache.“

Indessen erhebt sich Rosa doch von ihrem Sitze und Herr Richard entschließt sich, dasselbe zu thun. Seine Augen scheinen aus dem Kopfe treten zu wollen; er gibt sich, während er den Kellner bezahlt, Mühe, eine würdige Miene anzunehmen, aber er steht nicht fest auf seinen Füßen. Er nähert sich der Jungfrau, präsentirt ihr seinen Arm und stammelt: „Vorwärts jetzt!“

Dann tritt der Kellner auf Rosa zu und flüstert

ihr in's Ohr: „Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein, trauen Sie diesem Herrn nicht.“

Rosa-Maria blickt entsetzt den Kellner an, sie weiß nicht, was sie thun soll; aber Herr Richard zieht sie mit sich, und sie befindet sich schon mit ihm auf dem Boulevard. Es ist spät und es gehen nur wenig Leute vorbei. Der junge Mann, welcher spürt, daß er nicht recht vorwärts kommt, packt Rosa fest am Arme und will schnell gehen; er sucht seine Schritte zu verlängern, indem er trällert:

„Vorwärts stürmt auf
ihren Kanonenlauf!“

„Ha, meiner Treu', ich habe gut zu Nacht gespeist
... sehr gut zu Nacht gespeist!“

„Wohnt Ihre Tante weit weg, mein Herr?“

„Meine Tante? ... Poß Henker, wie schlüpfrig ist es auf dem Boulevard ... ich meine, die Gasbeleuchtung sei heute nicht so gut wie sonst ... Stützen Sie sich fest auf mich, fürchten Sie sich nicht, ich bin zuverlässig!“

Weit entfernt, zuverlässig zu sein, schwankt Herr Richard alle Augenblicke hin und her. Bei dem Gastwirth war er nur betäubt, seit er sich aber in der frischen Luft befindet, ist er völlig betrunken, er weiß bereits nicht mehr, was er spricht, oder vergißt wenigstens, daß er, um das junge Frauenzimmer zu täuschen, welches er am Arme führt, seine Pläne verbergen muß.

Sie haben noch nicht fünf Minuten die Restauration verlassen, versucht Herr Richard schon seinen

Arm um Rosa's Taille zu schlingen und sagt: „Wohl-
an denn, meine Theure, wir werden uns jetzt zärt-
lich lieben!... wir geben ein herrliches Pärchen!...
Zuerst möchte ich aber einen Kuß... ein ganz kleines
Küßchen...“

Rosa-Maria stößt den Herrn zurück und sucht sich
aus seinem Arme zu befreien.

„Hören Sie auf, mein Herr, machen Sie ein Ende!“
entgegnet sie, „was sollen diese Worte bedeuten?“

„Wie? Sie machen noch Umstände, Sie sträuben
sich noch? Schau', mein Engel, das sind Dummheiten
und weiter Nichts!“

„O, mein Gott, Sie sollten mich ja beschützen!
Ich hatte also Unrecht, Ihnen zu glauben!“

„Im Gegentheil, Sie müssen mir immer glauben
... poß, da war wieder ein Kieselstein, an dem
mein Fuß frauchelte... Stützen Sie sich doch auf
mich, meine Holde!“

„Nein, mein Herr, nein, ich gehe nicht weiter
mit Ihnen, ehe Sie mir gesagt haben, wo Ihre
Tante wohnt, und ich sage Ihnen zum Voraus, daß
ich nicht in das Haus hineingehe, wo Sie mich hin-
führen, ehe ich überzeugt bin, daß ich zu einer ach-
tungswerthen Person komme.“

„Ha, ha, ha! eine achtungswerthe Person! ...
das ist köstlich... davon ist jetzt nicht die Rede! Sie
gefallen mir, ich gefalle Ihnen... Du kommst zu
mir!... die Tanten leben nur in der Einbildung!
Komm, Kleine, laß uns nach einem Wagen spähen,

damit wir einsteigen, um schneller nach Hause zu gelangen, wir müssen in die Zeuneursstraße, Nr. . . . poß Tausend, ich weiß die Nummer nicht mehr . . . was habe ich denn heute Abend?"

„Wie schändlich! . . . so ein armes junges Mädchen zu täuschen, das Niemand zu seiner Bertheidigung und Unterstützung hat! Lassen Sie mich, mein Herr, lassen Sie mich!“

Rosa hat ihren Arm zurückgezogen, Richard stürzt sich auf sie, packt sie mit beiden Armen und schreit: „Wir wollen uns davonmachen, wie es scheint? . . . Warum nicht gar! Ich sage Dir, ich mache Dich glücklich; ich habe noch Geld bei mir, wir wollen einen Wagen nehmen, dann kommen wir schneller an, und ich bin ungeduldig, Dir meine Zärtlichkeit an den Tag zu legen. Der Champagner macht mich sehr verliebt.“

Und der junge Mann, der seinen Arm um den Leib der armen Kleinen geschlungen hat, nähert sein häßliches Gesicht ihrem frischen jungfräulichen Antlitz, er ist eben im Begriff die Reizende durch einen Kuß zu schänden, als es Rosa, welcher der Zorn und Unmuth neue Kräfte verleihen, gelingt, sich aus seinen Armen zu befreien, und während er auf's Neue versucht, sie zu erfassen, gibt sie ihm einen heftigen Stoß, daß er zurücktaumelt und auf die Platten des Boulevards niedersinkt. Richard flucht wie ein Galeerensclave, indem er sich zu erheben sucht, was eben keine Kleinigkeit ist, da er immer wieder das Gleichgewicht verliert; während er sich aber anstrengt und

jedes Mal wieder auf die Hände niederfällt, hat Die, welche er den ganzen Tag verfolgt hat, die Flucht ergriffen, und wie er sich endlich auf die Beine gebracht hat, schaut er sich vergebens nach allen Seiten um ... Rosa-Maria ist verschwunden!

Fünftes Kapitel.

Die graue Patrouille.

Rosa läuft, nachdem sie sich von Richard entfernt hat, lange fort, ohne anzuhalten; sie weiß weder wo sie hin will noch in welchem Quartier sie sich befindet, aber das ist ihr gleichgültig, die Hauptsache ist, daß sie dieser Mensch nicht mehr soll einholen können, dessen ehrlose Absichten ihr klar geworden sind.

Endlich steht sie still, denn der Athem geht ihr aus, sie ist in einer schmalen dunkeln Straße, sie erblickt einen Eckstein und setzt sich darauf, schauernd sieht sie sich um, das mindeste Geräusch machte sie erbeben, der Muth verläßt sie, große Thränen fließen aus ihren Augen und sie denkt fortwährend an ihren Vater.

„Mein Gott,“ seufzt sie, ihre Blicke gen Himmel erhebend, „was soll aus mir werden, wenn Du mich verläßt? ... mitten in der Nacht, in einer unbekanntem Stadt, die so gefährlich sei! ... Ach, ich hätte nicht einwilligen sollen, meinen Vater zu verlassen. Wenn ich gesagt hätte: „Ich bin glücklich bei Dir,

ich will mein Leben in unserm Dorfe zubringen, dann würde er nicht daran gedacht haben, mich nach Paris zu schicken! Aber ich war schon lange nicht mehr heiter daheim . . . weil ich an Jemand dachte . . . Mein guter Vater hat geglaubt, ich langweile mich bei ihm und deshalb hat er mich zu meinen Onkeln geschickt . . . Ach, der Himmel bestrafe mich; wenn ich mehr Vertrauen zu meinem Vater gehabt und von Herrn Leopold mit ihm gesprochen hätte, säße ich jetzt nicht mitten in der Nacht obdachlos auf diesem Steine."

Es schlug auf einer nahen Kirchenuhr Mitternacht. In einer Weile lassen sich Tritte vernehmen. Die Jungfrau erhebt sich hastig, mit dem Gedanken: „Wenn das die graue Patrouille wäre, von welcher der abscheuliche Herr mir erzählt hat, und mich verhaften würde. Es ist besser, wenn ich laufe, als wenn ich hier sitzen bleibe, man glaubt dann doch wenigstens, ich gehe wohin; fragt man mich, so sage ich: Ich gehe nach Hause.“

Die von Rosa-Maria gehörten Tritte waren wirklich die jener geheimnißvollen Patrouille, welche um Mitternacht auszieht und die Kunde in Paris bis zu dem Augenblicke macht, wo die Landleute in die Stadt kommen, um die Märkte mit Lebensmitteln zu versehen, und der Tag zu grauen anfängt, denn dann sind die Diebe genöthigt, sich zurückzuziehen, und die Gefahr hat ein Ende.

Das, was man die graue Patrouille heißt, ist eine Abtheilung von Polizeidienern und Stadtfers-

geanten, die meist in Civil gekleidet sind; manchmal sind auch einige in Uniform dabei. Diese, an die List der Diebe gewöhnten Männer sind gewandter im Ueberfallen der Letzteren als die gewöhnlichen aus den Linien- oder Nationalgarden-Truppen bestehenden Patrouillen.

Die graue Patrouille schreitet schweigend einher; es wird Nichts gesprochen in ihren Reihen; alle Mitglieder scheinen das Talent zu besitzen, sich geräuschlos fortzubewegen. Oft trennt sich die Patrouille beim Einbiegen in eine Straße in zwei Theile, die Einen gehen rechts, die Andern links; dann schleichen diese Männer auf fünfzehn bis zwanzig Schritte Entfernung Einer nach dem Andern an den Häusern hin, deren Farbe ihre Mäntel tragen; sie gleichen Schattengestalten, deren Dasein zweifelhaft ist, und die oft den Blicken eines etwas nachdenklichen Vorübergehenden entgehen. Auch ist es, wenn man um zwei oder drei Uhr Nachts Paris durchstreift, oft der Fall, daß man mehreren grauen Patrouillen begegnet ist, ohne sie nur gesehen zu haben, von ihnen ist man aber sicher bemerkt worden.

Diese Patrouille kennt ihre Leute: sie wird den Jüngling, der vom Balle heimkehrt, den Lebemann, der sich zu lange in der Gesellschaft seiner Freunde aufgehalten, den Liebhaber, der sich bei seiner Geliebten verspätet hat, nie arretiren. Sie kennt diese Leute an ihrem ganzen Wesen und täuscht sich darin nicht; aber sie macht die Bewohner eines Erdgeschosses oder eines niedern Entresols darauf aufmerksam,

wenn sie ein auf die Straße gehendes Fenster offen gelassen haben; sie überrascht die Diebe, welche im Begriffe sind, eine Thüre aufzubrechen, die Läden einer Bude durchzusägen oder abzulösen. Sie weckt den Betrunknen auf, der an einem Eckstein eingeschlafen ist und führt ihn nach Hause, wenn seine Trunkenheit nicht Verstellung war; kurz, sie säubert die Straßen von all' den obdachlosen Menschen und Bagabunden, die sie unterwegs trifft, und welche meist auch nur Diebe sind oder mit der Zeit werden.

Früher waren die Vorhallen der Buden, die Säulengänge vor den Kaffeehäusern der Versteck jener Unglücklichen, die keine eigene Wohnung haben und nicht einmal so viel besitzen, daß sie in dem elendesten möblirten Logis ihre Miethen bezahlen können, oder aus Liebhaberei die Nacht unter freiem Himmel zu bringen.

Da die Behörden für Zerstörung dieser Verstecke gesorgt haben, müssen diese Obdachlosen sich jetzt an andern Orten ein Asyl suchen; die Zugänge der Theater und die Brückenpfeiler dienen ihnen nun als Nachtquartier; auf den Stufen des Odeon-Theaters und unter der Säulenhalle des Ambigu-Comique trifft man oft solche an. Eines Nachts fand die graue Patrouille einen kleinen zwölf- bis dreizehn-jährigen Bagabunden in einer gußeisernen Röhre, die neben einem Orte, wo ein Kloak reparirt wurde, auf der Straße liegen geblieben war.

Die als Bagabunden in Paris lebenden Leute wenden alle nur erdenkliche List an, um die Patrouille

zu hintergehen, wenn sie von ihr erwischt werden. Eine der gewöhnlichsten ist, sich betrunken zu stellen, zu thun, als ob man von Dieben geschlagen worden wäre oder an Entkräftung litte ... Aber die graue Patrouille ist sehr ungläubig; sie führt Alle, die sich nicht gehörig auszuweisen wissen, auf die Präfektur.

Sie ist auch den Miethsleuten, die während der Nacht ausziehen wollen und ihre Effekten zum Fenster hinauswerfen, wo sie einige Freunde aufheben und weiterschaffen, damit die Erstern vor Tag fort können, ohne den Hauszins bezahlt zu haben, sehr widerwärtig.

Es ist beinahe zwei Uhr Morgens; die Straßen von Paris sind verlassen; die graue Patrouille macht ihre Runde. Ein schlecht gekleideter Mann schleicht sich im Schatten durch die Tempelstraße hin; der Mann hat einen ziemlich großen Sack auf dem Rücken, der sehr schwer scheint, denn er ist von Zeit zu Zeit genöthigt, still zu stehen, um ihn von einer Achsel auf die andere zu nehmen; indessen strengt er sich an, seine Schritte zu beschleunigen, und will eben in die Gravilliardstraße einbiegen, als er sich plötzlich von Männern umringt sieht ... er hofft, es werden Kameraden sein ... aber er bebt zusammen, denn er erkennt die graue Patrouille.

Der Commandant hält ihn an.

„Halt' einen Augenblick, Freund, Du läuffst sehr schnell und doch scheint Deine Last schwer zu sein.“

„Ach, mein Herr ... man ist in so später Stunde froh, wenn man nach Hause kommt. Ich habe mich

bei einem Glase Wein mit Bekannten verspätet und fürchte, von meinem Weibe gescholten zu werden. Gute Nacht, meine Herren."

"Du hast große Eile, was trägst Du in Deinem Sack?"

"Kartoffeln, mein Herren, Nahrung für meine Familie."

"Du kaufst Deine Kartoffeln spät ein."

"Ich habe sie schon gestern Abend gekauft, aber ich hatte meinen Sack im Wirthshaus vergessen."

"Zeig' einmal Deine Erdbirnen!"

Der Mann sträubt sich vergebens, seinen Sack untersuchen zu lassen; da er merkt, daß er dieser Inspektion nicht entgehen kann, läßt er den Sack fallen und versucht es, zu entfliehen; aber man hat seine Absicht vorausgesehen und verhindert ihn daran.

Man öffnet den Sack. Statt der Kartoffeln finden sich Bleistücke von Minnen darin.

"Wo hast Du das gestohlen?" fragt der Anführer der Patrouille.

Da nun der Mann einsieht, daß er mit seinem Plane durchgefallen ist, antwortet er verlegen: "Ich habe Nichts gestohlen, sondern den Sack auf der Straße gefunden und aufgehoben."

"Wo hast Du ihn gefunden?"

"Dort ... an der Ecke des Boulevards."

"Du lügst! Du hast ihn in der Corderiestraße gestohlen, wo man Deinen Kameraden aufgefangen hat, der eben damit beschäftigt war, das Blei von den Minnen abzulösen."

„So, er hat sich ertappen lassen?... Ach, das alte Vieh!“

„Das ist nicht Dein erster Versuch. Vor acht Tagen hat man allen Zink von einem Hause in der Blancs-Manteauxstraße entwendet. Warst Du der Dieb?“

„Ja.“

„Was hast Du mit dem Zink gemacht?“

„Ich habe ihn verkauft.“

„Und was thatest Du mit dem Geld.“

„Ich habe davon gelebt.“

„Wo schliefst Du?“

„In den Steinbrüchen, unter den Hügeln von St. Chaumont.“

„Und was triebst Du bei Tage?“

„Um! ich ging in den Assisenhof, um den Verhandlungen zuzuhören; man muß doch auch sein Recht kennen lernen.“

Die Patrouille nimmt diesen Besucher des Justizpalastes mit sich. In einer Seitenstraße sieht sie auf einem Eckstein Etwas vor einem Hause liegen. Es scheint von fern ein Rothhaufen zu sein, aber die Wache läßt sich nicht täuschen. Einer der Offizianten nähert sich und stößt die Masse mit dem Fuße; diese stöhnt und richtet sich auf: es ist ein Mann.

„He! was macht Ihr da?“

„Um! was gibts?“

„Was macht Ihr da?... antwortet doch!“

„Ihr seht es ja, ich schlafe.“

„Man darf bei Nacht nicht auf der Straße schlafen.“

„So, warum denn nicht? ist das Pflaster nicht zum allgemeinen Besten da?“

„Warum geht Ihr nicht nach Hause?“

„Ich befand mich so gut hier!“

„Vorwärts, stellt Euch nicht betrunken, es nützt Euch Nichts. Habt Ihr ein Logis?“

„Bin nicht so dumm!... wozu sollte ich Miethe bezahlen?... der Eckstein ist mir lieber!“

„Dann wollen wir Euch für eines sorgen.“

„Wo quartirt ihr mich ein?“

„Auf der St. Deniswache.“

„Ich werde nicht lange auf eurer Wache bleiben.“

„Vorwärts, marsch!“

„Sogleich!“

Der Bagabund bückt sich, hebt einen todten Hund auf und sagt dabei: „Wartet, ich muß auch mein Kopfkissen mitnehmen.“

In einiger Entfernung sieht die Patrouille einen Bürger vor dem Laden eines Fayencehändlers stehen, der das Haus aufzumachen sucht. Der Mann hat aber die Nationalgarde-Uniform an und singt, weit entfernt, sich verbergen zu wollen, während er sich mit dem Aufschließen beschäftigt: „Wer hat es besser als der Soldat!... Sapperment, ich bin froh, daß ich mich in's Bett legen darf, obwohl... Ich habe dem Lieutenant weiß gemacht, ich hätte fürchterliche Kolikschmerzen und er hat sich rühren lassen... Wer hat es besser als der Soldat!... Warum macht denn mein Hauptschlüssel heute Abend nicht auf? es muß Etwas in meinem Schloß stecken... Er dient

dem Fürsten und dem Staat... Wie wird sich meine Egerie freuen, wenn sie sieht, daß ihr Männchen kommt, um bei ihr zu schlafen!... wie wird sie ihr Liebchen... Aber Sakement, man hat mein Schloß verdorben... es geht ja nicht mehr herum... doch, es geht... Und muthig, muthig schwingt er sich... Gut, der Schlüssel geht herum, aber er macht nicht auf... Mein Gott, wie ärgere ich mich!... ich werde am Ende Egerie rufen müssen und ich wollte sie doch im Bettchen überraschen."

In diesem Augenblick kehrt sich der Fayencehändler um und sieht die graue Patrouille, welche um ihn herum steht und ihn betrachtet.

"Meine Herren!" ruft er aus, "Sie sehen ein Mitglied der öffentlichen Ordnung, welches mit Erlaubniß seiner Vorgesetzten nach Hause geht, um sich schlafen zu legen. Ich bin der Eigenthümer dieses Ladens und erst seit einem Jahre mit einer sehr hübschen, ganz zum Geschäfte tauglichen Frau verheirathet. Seit ich mit ihr vereinigt bin, ist mein Handel einer der besten im Quartier; ich habe eine Masse Kunden: alle jungen Leute in der Straße kaufen bei mir ein... Einer kauft besonders jeden Morgen eine Untertasse, er zerbricht, wie es scheint, viel... Mein Schild heißt: Zur undurchdringlichen Fayence!... das ist so ein Einfall von mir... Aber ich weiß nicht, was meinem Hauptschlüssel begegnet ist: ich kann meine Thüre nicht aufmachen... ich fürchte genöthigt zu sein, meine Frau, meine Egerie, aufzuwecken."

„Lassen Sie mich es einmal versuchen,“ sagt der Anführer der Patrouille näher tretend, „ich bin vielleicht geschickter als Sie und kann das Schloß aufmachen.“

„Ach, meiner Treu', Sie würden mir einen großen Dienst leisten, Herr Commandant!“

Der Polizeibeamte dreht den Schlüssel herum und sagt zu dem Fayencehändler: „Ihr Schlüssel geht ganz gut, aber es nützt Sie Nichts; wie wollen Sie aufbringen, man hat innen den Riegel vorgeschoben?“

„Glauben Sie, Herr Commandant?“

„Ich bin's überzeugt.“

„Das ist sonderbar, denn ich sage immer zu meiner Frau, ehe ich auf die Wache gehe: ‚Schiebe den Riegel an der Hausthüre nicht vor, denn wenn ich möglicher Weise nach Hause kommen kann, so komme ich. Sie hat sich wahrscheinlich gefürchtet und die Thüre verrammelt, damit man nicht zu ihr dringen kann . . . das arme Käßchen, ich muß sie aufwecken.“

Der Fayencehändler tritt ein wenig zurück und schreit nach dem Entresol hinauf blickend: „Egerie, ich bin's, Egerie! Dein Männchen . . . hm, hm! . . . Wer hat es besser als der Soldat! . . . Sie scheint sehr fest zu schlafen! . . . Ich will aber mit meiner Flintenspiße an den Laden klopfen.“

Der Fayencehändler pocht an die Läden des Entresols und schreit wieder: „Ich bin es, Egerie, habe keine Furcht . . . Du hast den Riegel vorgeschoben, mein Schatz, das hindert mich, das Haus aufzumachen . . . thue mir den Gefallen und schiebe

ihn wieder zurück... Ah, sie macht das Fenster auf: sie wacht."

Man öffnet in der That ganz sachte einen Laden des Entresols und eine dem Anschein nach sehr ergriffene weibliche Stimme stammelt: „Wer ist da?“

„Ich, Egerie... Joseph, Dein Gatte... Ich komme zu schlafen nach Hause; schiebe den Riegel zurück, liebes Herz, der mich hindert, aufzumachen.“

„Das ist nicht wahr! Ihr seid nicht Joseph, mein Mann ist auf der Wache. Laßt mich schlafen, ich kann solche Spässe nicht leiden.“

Damit wird der Laden wieder zugemacht. Der Nationalgardist dreht sich nach der grauen Patrouille um und ruft aus: „Die ist streng, das gefällt mir!... Ich bin nicht ihr Mann... sie kennt meine Stimme nicht... die Furcht und der Schlaf sind schuld daran. Aber ich will in's Bett gehen, ich habe keine Lust auf den Posten zurückzukehren, man würde mich schön auslachen!... Ha, Egerie! poß Sapperlot, wache doch vollends auf... Ich bin's, Dein Joseph... mein Hauptschlüssel macht zwar auf, aber die Thüre ist innerhalb verriegelt.“

Der Laden des Entresols wird von Neuem geöffnet.

„Wie, Du bist es, mein Freund?“

„Freilich bin ich es... Ah! sie kennt mich endlich... ich wußte wohl, daß es nur eine Wirkung des Schlafes war.“

„Ich glaubte zu träumen, mein Freund, und begriff Nichts von diesem Lärm.“

„Schiebe den Riegel zurück, Theuerste, komm' herunter, mach' mir auf, daß ich hinein kann, nimm aber ein Licht, damit Du nicht fällst oder Dich stößest.“

„O, ich brauche kein Licht, ich komme schon.“

Der Fayencehändler reibt sich die Hände und sagt: „Jetzt bin ich sicher, daß ich meine Nacht nicht vor der Thüre zubringen muß; meine Herren, ich wünsche Ihnen gute Nacht... Wer hat es besser als der Soldat!... Da kommt schon mein Weibchen herunter... Und muthig, muthig schwingt er sich!... Wer hat es besser! wer hat es besser! wer!... Die will ich aber wärmen... ah!“

Die Patrouille entfernt sich; nachdem sie jedoch ungefähr hundert Schritte gemacht hat, gibt der Anführer seinen Leuten ein Zeichen, still zu halten; dann bleiben Alle unbeweglich und schweigend, die Blicke auf das Entresol des Fayencehändlers gerichtet, stehen; sie erwarten die Entwicklung der vor sich gehenden Scene.

Diese findet auch bald, wie sie die Patrouille vorausgesehen hat, statt. Kaum ist der Ehemann in sein Haus getreten und mit dem Schließen und Riegeln desselben beschäftigt, so werden die Läden des Entresols weiter aufgemacht und ein junger Mann springt auf die Gefahr hin, sich die Füße abzubrechen, aus dem Fenster auf die Straße hinab. Doch das Stockwerk ist nieder, der junge Mann ist auf alle vier gefallen; er steht schnell wieder auf und fängt an aus Leibeskräften zu laufen. Er rennt an der Patrouille vorbei, welche sieht, daß der Herr nur

halb angekleidet ist und seinen Ueberrock auf dem Arm hat; allein die graue Patrouille arretirt ihn nicht, sondern sie läßt ihn seines Weges gehen, denn sie weiß wohl, daß es kein Dieb ist.

Nicht weit davon, begegnet die Schaarwache in einer andern Straße einem jungen Mädchen, welches sehr schnell geht, aber zitternd stehen bleibt, als es sich plötzlich von Männern umgeben sieht, die gleichsam aus dem Pflaster hervorzusteigen scheinen und sie umringt haben, ehe sie recht ihre Gegenwart ahnt.

„Wo gehen Sie noch so spät hin, Jungfrau?“ fragt einer der Männer, eine Blendlaterne vor Rosa's Gesicht haltend, denn Rosa ist es, welche der grauen Patrouille begegnet ist.

„Meine Herren, ich gehe zu meinem Onkel Eustachius Gogo.“

„Wo wohnt Ihr Onkel?“

„Er wohnt in der Bendômestraße Nr. 14.“

„Und wie kommt es, daß Sie so spät allein auf der Straße sind?“

„Mein Herr, ich habe ein wenig mit Jemand geplaudert.“

„Mit Ihrem Liebhaber, nicht wahr? er hätte Sie aber dann begleiten sollen, man läßt ein junges Mädchen wie Sie sind in Paris bei Nacht nicht allein nach Hause gehen.“

Rosa-Maria schlägt die Augen nieder und gibt keine Antwort. Die Polizeibeamten sehen sie an, betrachten sie unter einander und der Anführer der Pa-

trouille fragt sie nach einer Weile: „Soll Ihnen Einer von uns das Geleite geben?“

„O, ich danke Ihnen, meine Herren, ich kann schon allein nach Hause gehen?“

Mit diesen Worten setzt die Jungfrau ihren Weg fort und eilt rasch davon. Die graue Patrouille läßt die Kleine, nachdem sie sie betrachtet hat, gehen. Die Leute der Schaarwache hätten sie begleitet, aber nicht verhaftet.“

Sechstes Kapitel.

Das Kaffeehaus zu den feuchten Füßen.

Rosa-Maria ist lange fortgelaufen und schätzt sich glücklich, nicht von der Patrouille ergriffen worden zu sein; die Furcht, welche sie in Gegenwart derselben empfand, hat ihr neue Kräfte verliehen, sie durch-eilt noch mehrere Straßen mit dem Gedanken: „Wenn nur der Tag käme... o, dann würde ich nach dem Weg zum Bahnhof fragen, mich hinbegeben und sobald die Beamten da wären, einen Platz nach Corbeil verlangen.“

Aber es war noch lange bis zu Anbruch des Tages; das junge Mädchen fand diese Nacht ewig. Die Nächte kommen moralisch oder physisch Leidenden immer lang vor. Indessen konnte die arme Rosa nicht immer auf den Beinen bleiben. Sie ist bis zu einer Brücke gelangt; sie fühlt die Frische des Wassers; sie besinnt sich, ob sie noch weiter gehen soll,

als sie in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, ungefähr in der Mitte der Brücke ein röthliches Licht gewahrt, dessen undeutliche Helle sich in einem sehr engen Kreise verbreitet. Von Zeit zu Zeit verschwindet das Licht, wie wenn es bedeckt worden wäre oder sich Jemand davor gestellt hätte.

Das junge Mädchen vernimmt in einer Weile mehrere Stimmen, sie glaubt sogar Gesang und Gelächter zu unterscheiden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß mehrere Personen um das in der Mitte der Brücke befindliche Licht versammelt sind; was thun sie aber da? Rosa weiß nicht, ob sie weiter vorwärts oder zurück gehen soll, denn Eines fällt ihr so schwer als das Andere: sie ist vor Müdigkeit gänzlich erschöpft; sie erblickt eine steinerne Bank, setzt sich darauf und murmelt: „Ich kann nicht weiter, es ist mir rein unmöglich; doch die Leute dort müssen keine Verbrecher sein, da sie Licht haben und ich sie lachen und singen höre. Außerdem wird Der, welcher mich vor der grauen Patrouille beschützt hat, auch ferner über mich wachen, und wenn dann der Tag kommt, dann...“

Das junge Mädchen hat keine Kraft mehr, weiter zu denken; sie sinkt auf die Steinbank nieder, ihre Augen schließen sich, sie schläft ein.

Rosa-Maria befand sich, ohne es zu wissen, bei der Einfahrt der Notre-Dame-Brücke und war nahe bei dem Kaffee zu den feuchten Füßen eingeschlafen.

Es ist nicht überflüssig, meine Leser mit diesem Kaffee bekannt zu machen; die Stammgäste der Ro-

tonde, der Provenceaux und das Kaffee de Paris wissen wahrscheinlich Nichts von diesem Etablissement. Selbst Personen, welche Kaffeehäuser niedern Ranges und sogar Tabakstuben besuchen, können ganz leicht nie von dem Kaffee zu den feuchten Füßen sprechen gehört haben, obwohl dieses schon lange in Paris existirt; denn obgleich man schon viel von den eigenthümlichen, sonderbaren und geheimnißvollen Dingen dieser großen Stadt erzählt hat, ist doch noch Manches vergessen geblieben und wird zum Theil vielleicht gar nicht enthüllt werden.

Auf der Mitte der Notre-Dame-Brücke eröffnet alle Nacht, wenn es auf der Hauptkirche zwölf Uhr geschlagen hat, ein Weib, welches einen Tisch und zwei oder drei elende Stühle unter dem Arm hat, ihr Etablissement und treibt ihr Gewerbe. Dieses Weib zündet ein Licht an, das mit Papier umwickelt ist, damit es der Wind nicht auslöscht, stellt es auf den Tisch, langt aus einem großen Armkorbe mehrere Fayencetassen mit oder ohne Henkel, kurz, Tassen, die mehr oder weniger ruinirt sind, und setzt sie um das Licht herum auf den Tisch. Dann zündet sie in einem großen irdenen Herde Kohlen an und stellt einen ungeheuren eisernen oder blechernen Kaffeekeffel darauf. In diesem befindet sich ein aus einer Mischung von vielem Wasser, etwas Milch, Kaffeemehl und Cichorien gebrantes Getränk, worin man ein wenig gelben Farinzucker hat vergehen lassen. Das heißt dann die Vorsteherin Rahm-Kaffee; bisweilen kocht sie auch für die wahren Liebhaber Kaffee ohne

Milch; diese Flüssigkeit nun verkauft sie in Tassen für einen oder zwei Sous. Hierauf legt sie mit Stolz zwei oder drei Tagsblätter auf den Tisch, die sie um geringen Preis Abends ehe geschlossen wurde in irgend einem Winkelkaffeehaus gekauft hat, so erwartet sie die Kunden, die auch alsbald kommen und ihren Kaffee stehend am Tische trinken; die Verzehrenden allein haben das Recht, die Journale zu lesen.

Das heißt man sehr passender Weise das Kaffee zu den feuchten Füßen, denn die Gäste müssen sich bei jeder Witterung auf dem Pflaster aufhalten, welches auf der Notre-Dame-Brücke selten trocken ist. Es wird um Mitternacht eröffnet oder fängt vielmehr um Mitternacht an, um zu dauern bis der Tag anbricht.

Ihr könnt euch denken, welche Art von Gesellschaft sich gewöhnlich in diesem Kaffee unter freiem Himmel versammelt. Erstens viele obdachlose oder unordentliche Leute, die auf der Straße ebenso gut zu Hause sind als wie daheim; dann Landleute, die ihre Erzeugnisse zu Markt bringen oder in ihr Dorf zurückkehren; diese setzen aber, wenn sie ihre Schale Kaffee getrunken haben, ihren Weg wieder fort und halten sich selten zum Plaudern auf. Dann die Karrenführer, die Lumpensammler, die Straßenteufel und andere während der Nacht beschäftigte Leute; außer diesen Trunkenbolde, die nicht mehr nach Hause können, Pflastertreter, Bagabunden, kurz all' die Wesen, welche nicht wissen, wo sie ihre Nacht zu-

bringen sollen und oft der Patrouille entgehen, indem sie sich in's Kaffee zu den feuchten Füßen flüchten, wo man die Zeitungen liest und politisirt.

Die Gäste dieses Etablissements wechseln häufig während der Nacht; aber gleichwie in den wirklichen Kaffeehäusern sieht man auch Stammgäste, die bald nachdem das Licht angezündet ist kommen, der Wirthin Stuhl nehmen, wenn sie ihn nicht braucht, bis zum Morgen bleiben, alle Journale, die auf dem Tische liegen, lesen und Beschlag darauf legen, sobald sie erscheinen.

In diesem Augenblick ist das Kaffee zu den feuchten Füßen in seinem vollen Glanze: etwa zehn Männer, die meisten in Blousen oder Staubhemden, einige in Jacken, die größte Anzahl aber mit durchlöchernten, zerfetzten und zerflüchten Kleidern, sind darin versammelt; man erblickt auch mehrere Lumpensammler mit ihren Tragkörben auf dem Rücken.

Die Wirthin theilt ihren gezuckerten Kaffee unter den Gästen aus. Einige haben ein riesenmäßiges Stück Brod mitgebracht und fangen an, es in ihre Tasse einzutunken.

Im gegenwärtigen Momente ist übrigens die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf einen kleinen dickkopfigen Mann gerichtet, der eine schlechte olivenfarbige Sammethose und eine blaue Blouse mit einem rothen um den Leib befestigten Gürtel an hat. Dieser Mensch, der die Größe eines Zwergs und ungeheuer plumpe Glieder hat, steht auf dem Tische und liest den ihn umgebenden Herren die Zeitung

vor; er unterbricht sich nur zuweilen, um mit der Hand unter seine Kappe zu fahren, um mit einer Art Wuth in seinen rothen krausen Haaren zu krahen.

Der zwergartige Mensch hat eine unangenehme, gellende Stimme, die das Ohr eines Jeden durchdringt, deshalb beauftragen ihn die Uebrigen auch mit der Vorlesung der Zeitungsblätter, die außerdem manche derselben nicht einmal buchstabiren könnten.

„Eine Tasse zu zwei Sous, Mutter Cichoria!“ ruft ein blasser, bleifarbigter Mann, der eben angekommen, um durch seine Anwesenheit die Gesellschaft zu vermehren und dessen gräuliche Blouse von Oben bis Unten mit Roth bespritzt ist.

„Schaut, der Wilde! der Wilde!“ schrieen mehrere Stimmen auf ein Mal, dem Neuangekommenen die Hand reichend; „Du kommst spät heute Nacht; hast Du Hochzeit gemacht?“

„Ach, worin hast Du Dich denn gebadet? Du siehst ja aus wie ein Pudel, der im gestreckten Galoppe die vier Enden von Paris durchraste.“

„Das... o, das will Nichts heißen! Ich habe einige Zwistigkeiten mit meiner Geliebten gehabt und wir haben uns beiderseitig ein wenig im Roth herumgewälzt!... Ich will nicht leiden, daß sie Brantwein trinkt, Wein dagegen so viel sie mag; aber das verfluchte Schnappstrinken dulde ich nicht, weil ich sie kenne: wenn sie den Spiritus im Leib hat, wirft sie sich dem ersten Besten an den Hals... großen Dank dafür!... wenn man das Weibsbild mitnimmt zu einem Essen bei guten Freunden, ist man

gekrönt, ehe der Nachtiſch aufgetragen iſt. Euer Trank iſt nicht süß heute Abend, Mutter Eichoria."

"Wie gewöhnlich; ich nehme täglich daſſelbe Gewicht Farinzucker, aber Ihr ſeid gar lecker; Euch ſollte man Kandenzucker hinein thun!"

"Schweigt jezt! ſeht Ihr denn nicht, daß Ratmort die Zeitung vorlieſt?"

"Poß Tauſend, es iſt wahr! Ratmort iſt ſo groß, daß man ihn nicht ſieht, ſelbſt wenn er auf einem Tiſche ſteht."

Dieſer Scherz veranlaßt die Geſellſchaft zu einem brüllenden Lachen, mit Ausnahme Deſſen, der das Stichblatt dazu iſt. Der dicke Zwerg richtet, nachdem er ſein borſtiges Haar mit den Fingern verarbeitet hat, ſeine grünen funkelnden Augen auf den jungen Mann, den man den Wilden geheißen hat und ſchreit: „Höre, Du unverſchämter Raſeweiß, wenn ich auch gleich nicht die Größe eines Genadiers habe, ſo habe ich doch die Kraft und den Muth eines ſolchen; wenn es Dir darum zu thun iſt, ſo werde ich Dir es beweifen, Du darſt es nur ſagen... ſogleich, wenn es Dir recht iſt! Wer wettet einen Schoppen mit mir, daß ich ihn in's Waſſer ſchmeiße?"

"Was der Ratmort ſo wüthend iſt!... er kriegt gleich einen Zorn!... mich in's Waſſer ſchmeißen!... Schönen Dank dafür; er kann ſchwimmen wie eine Karpfe, er iſt ja auch nicht weiter."

"Aergere mich nicht, Wilder! ich zerſtampfe Dich, elendes Salzkorn!"

"Nun, meine Herren, ſeid ihr nicht bald fertig?"

sagt mit wichtigem Tone ein alter Lumpensammler, der sich stolz auf sein Reff stützt. „Wir waren gerade an einem sehr interessanten Zeitungsartikel, es handelte sich von den Interessen des Landes, der politischen Sparsamkeit, die im Anschlag ist, und den verfälschten Weinen! Wenn man sein Vaterland liebt, so muß man sich für diesen Artikel interessieren. Ich verlange, daß Ratmort zu lesen fortfährt.“

„Ja, ja, er soll die Zeitung lesen!“ schreien mehrere Stimmen.

„Ich fahre fort,“ erwiedert der Kleine auf dem Tische; „wenn es aber wieder Einem einfällt, mich wegen der paar Zoll, die mir mehr oder weniger von der Natur zugemessen sind, zu veriren, so fordere ich ihn augenblicklich, unverzüglich, ohne Vershub zum Kampfe auf.“

Nach diesen Worten setzt das kleine Geschöpf mit Namen Ratmort sein Zeitungsvorlesen fort.

„Hm, hm!... wo war ich denn?... Der Minister des Innern wird heute nicht empfangen... er empfängt die...“

„Was schert uns das?“ schreit ein großer Mann von entsetzlicher Magerkeit, der einen ungeheuren mit Leder gefütterten Hut auf dem Kopf und Stiefeln an hat, die bis um die Hälfte seiner Schenkel herauf gehen. „Glaubst Du, wir wollen zu dem Minister in Gesellschaft gehen?“

„Still, Blairot! wenn man mich alle Augenblicke unterbricht, so verliere ich das Trumm und finde es nimmer.“

„Wie stehen wir mit den auswärtigen Mächten?“ fragt ein Individuum mit geröthetem Gesichte und einer Unmasse Finnen auf der Nase. Dieser Herr trägt einen Frack, an welchem nur noch ein Flügel ist; seine Stiefeln sind dergestalt hinuntergetreten, daß man immer glaubt, er sei eben im Begriff, sie aus-zuziehen. Auf seinem Kopfe hat er einen alten schwarzen Strumpf, dessen Socken gleich einer Quaste über sein linkes Ohr herunterhängt; von fern könnte man meinen, es sei eine Polizeidienermütze.

„Aha, Laduille fängt zu politisiren an,“ versetzt der junge Wilde höhnisch.

„Nun, und warum nicht?... man ist seinem Lande und seiner Verfassung Aufmerksamkeit schuldig. Mein Vaterland ist mein Gott... Wer leiht mir ein Maul voll Tabak?... Schwätzt doch nicht Alle auf ein Mal!... ach, seid ihr Krabben!... Gibt mir Niemand nur ein Mäulchen voll Rautabak aus Freundschaft?“

„Poß Halunkensapperment!“ schreit Ratmort, gewaltig mit seinem Fuß auf den Tisch stampfend, „soll ich euch denn die Zeitung nicht vorlesen? ihr plappert ja wie die Elstern, und man mag noch sagen, die Weiber schwätzen gern... ich lasse dieses Sprüchwort nicht gelten; die Männer schwätzen mehr als die Weiber; sie hören gar nicht mehr auf. Ich steige von der Tribüne herunter.“

„Nein, nein!“

„Bleib', Ratmort.“

„Lies, wir hören zu.“

„Wir warten,“ sagt der Lumpensammler, sich mit wichtiger Miene auf sein Keff lehrend.

„Der Marktplatz von Rouen war gestern wieder der Haupt-Executionsort eines Weinschmugglers; man hat hundertundachtundzwanzig Litres verfälschten Weines in Gegenwart des Herrn Polizeicommissärs auslaufen lassen. Der geschmuggelte Wein floß in Strömen.“

„Herr Gott! da hätte ich mir's wohl sein lassen, wie hätte ich mich in dem Getränke gebadet!“ ruft der Mann, mit dem schwarzen Strumpfe auf dem Kopfe, aus.

„Du hörst aber doch, daß es verfälschter Wein war, Labouille, der ist ungesund!“

„Falsch oder nicht, einerlei! wenn es nur Nichts kostet! Und abgesehen davon, kriegen wir denn etwas Anderes bei unsern Schenkwirthen, wo wir gewöhnlich hingehen? Um guten, echten, reinen Wein zu trinken, muß man sich bekanntlich schon außerhalb der Barrieren begeben.“

„Ha, der weiß es! deshalb hat man auch in den letzten Tagen in der Courtille und in Baugirard eine Masse Fässer in die Gassen laufen lassen,“ versetzt der Mann mit den großen Stiefeln.

„Still, Bürger!“ schreit der alte Lumpensammler, „laßt den Zeitungsleser fortmachen.“

Ratmort kratzt sich auf dem Kopfe, hustet, spuckt über die Gesellschaft hinaus und fährt fort: „Durch die königliche Genehmigung wurde beim Obertribunal zum Anwalt ernannt . . .“

„Weiter, weiter... Keiner von uns, das ist uns nicht wichtig.“

„Der Zustand der Colonie Algier wieder immer befriedigender; es kommen Colonisten in Masse an. Abd-el-Kader hat sich in die Wüste zurückgezogen... man hat ihm hundert Kameele abgenommen.“

„Weiter, weiter... etwas Anderes!“

„Durchaus nicht!“ schreit der alte Lumpensammler; „ich will die Fortsetzung dieses Artikels hören; das interessirt mich... ich habe die Absicht, mich mit meiner Familie und meinen Neffen, die bereits marokkanisch sprechen, dort anzusiedeln.“

„Wahrhaftig,“ sagt Ladouille seinen Strumpfsocken gemächlich auf seinem Kopfe hin und her wiegend, „da wäre vielleicht eine gute Speculation zu machen. Ihr langt dort an, erhaltet Land, Lebensmittel, Geld und gezähmte Löwen; ihr laßt euch durch die Beduinen ein Haus bauen, bildet mit fünf oder sechs Beduininnen und eben so viel Araberinnen ein Serail und habt nichts Anderes zu thun als zu rauchen und euch lieblosen zu lassen. Ich gehe mit Dir, altes Neff!“

„Du? Ich nehme Dich nicht mit, Du wärest im Stande, unterwegs das Meer sammt den Fischen auszufaufen.“

„Nun, um so besser, dann könnte man trockenen Fußes nach Algier gehen.“

„Seid still, ihr; Ratmort lies!“

„Souscription zur belgischen Eisenbahn... Wer unterzeichnet sich?... He, bringt doch eure Gelder an!“

„Ich verkaufe meine Unterhose, wer will sie?“

„Ich habe zehn Sous und Lust sie daran zu wagen.“

„Du hast zehn Sous, altes Maulthier! . . . wie, Du hast so viel Baarschaft? hoffentlich verzehrst Du sie diesen Morgen mit den Kameraden.“

„Wenn ich aber nicht will?“

„Dann führe ich sie Dir ab.“

„Das wird eine Kunst sein; ich habe sie an einen Ort versteckt, wo Du sie nicht suchen wirst.“

„Ich wette doch!“

„Aber still, poß Sakrement! das ist langweilig, wenn man die Zeitung vorlesen hören will und solche Pappler immer darein schreien. Mach', mein kleiner Ratmort! . . . lies, mein Kerlchen!“

Allein statt zu lesen, fängt der Zwerg in den komischsten Stellungen zu tanzen an und singt dazu, den Takt auf seine Hinterbacken schlagend, wie besessen:

„Ah! zib'li, zib'li, zib'la!

Tralla, zigla, trullala!

Das sind Kinder von Paris,

Leben wie im Paradies!

Wenn sich Freunde sehen müssen,

Wenn's Getränk soll stromweis fließen:

In's Kaffee zu'n feuchten Füßen.“

Als bald brüllt die Gesellschaft im Chor den Refrain dieses Bacchantentanzes und mehrere dieser Herren hören mit einem Cancanschritt auf, dessen letzte Figur darin besteht, sich mit dem platten Leibe auf das Pflaster zu legen, während man mit den Füßen und Beinen zappelt, als ob man schwämme.

Der alte Lumpensammler hat allein nicht am Tanze Antheil genommen. Er ist unbeweglich, auf sein Keff gelehnt, stehen geblieben und schreit, als der Chor beendigt ist, mit lauter Stimme: „Ich verlange die Fortsetzung des Zeitungsartikels über Algier.“

„Ich verlange den zweiten Vers des Rundtanzes.“

„Die Zeitung!“

„Das Lied! . . . der Alte langweilt uns mit seinem Algier!“

Statt aller Antwort klopft sich Ratmort wieder auf sein Hintertheil und fängt, indem er, wie ein Hund an einem Eckstein, sein Bein in die Höhe hebt, auf's Neue zu singen an:

„Tralla! zigla! trullala!

Schaut, hier ist ein groß' Lokal

Für Gelage, Schmaus und Ball.

Frank und frei kann man genießen

Halbe Tassen von dem Süßen

Im Kaffee zu'n feuchten Füßen!“

Der Tanz hat wieder begonnen; Herr Labouille holt die Kaffeewirthin von ihrem Stuhle weg und tanzt mit Madame Cichoria einen Walzer, der sowohl Aehnlichkeit mit der Savoyarde als mit der Cachucha hat, und während dessen der junge Mann, mit dem Beinamen der Wilde, dem Tänzer den letzten Flügel seines Fracks vom Leibe reißt und unter seine Blouse steckt, wahrscheinlich um einen Boden in seine Beinkleider davon machen zu lassen.

Der Mann mit der schwarzen Strumpfmütze hat

seine Tänzerin schon ein paar Mal fast auf den Boden geworfen und der Tanz würde auch wahrscheinlich so geendigt haben, wenn er nicht durch das Hinzutreten einer neuen Person unterbrochen worden wäre. Diese dringt durch den um die Tanzenden gebildeten Kreis, fängt hellauf an zu lachen, klatscht in die Hände und ruft dazu: „Bravo! . . . schau', da macht man sich lustig . . . Guten Abend bei einander, meine Herren und meine Damen, könnte man nicht eine Tasse heißen Kaffee mit Milch bekommen? Man hat mir gesagt, hier gebe es welchen.“

Mutter Eichoria läßt ihren Walzer los, der eine Figur zu den Füßen des Lumpensammlers endigt, und während sie sich beeilt, ihren neuen Kunden zu bedienen, betrachten alle Gäste des Kaffee's den Neu-hinzugekommenen, den sie zum ersten Mal in ihrer Gesellschaft sehen, mit mißtrauischer, beinahe besorgter Miene. Diese Menschen haben beinahe alle Gründe, die Anwesenheit eines Spions zu befürchten.

Aber der neuangekommene Mann kümmert sich Nichts um die auf ihn gerichteten Blicke; ganz mit der ihm gereichten Tasse beschäftigt, scheint er die in derselben dampfende Flüssigkeit mit Entzücken zu verschlucken und ruft nur zuweilen aus: „Schau', das ist gut, das ist echter Kaffee! . . . Es ist wenig Zucker darin, aber er ist warm, das ist die Hauptsache.“

Während dieser Zeit machen die Stammgäste halblaut ihre Bemerkungen: „Ach, was das für ein Kopf ist!“

„Das ist ein verkleideter Kosak!“

„Man sieht ihm nicht recht an, was er eigentlich ist!“

„Er hat eine Harlekinshose an . . . und was bedeutet der Kragen auf dem Rock?“

„Das ist eine komische Uniform!“

„Ach, und der Hut! . . . schaut doch der fastige Hut! . . . das muß eine neue Mode sein.“

„Ich muß mir auch einen solchen anschaffen zum Longchampfeste; dann hält man mich für einen Florentiner Löwen.“

„Meiner Treu', mir gefällt Labouille's Polizeidienersmütze noch besser, man weiß doch was es ist.“

Nach dem Bild, welches die Herren von dem Neuangekommenen entwerfen, muß man bereits den Knopfmacher erkannt haben, der mit Rosa-Maria auf der Eisenbahn gefahren ist; er hat sich auch in der That in dem Kaffee zu den feuchten Füßen eingefunden. Er schlürft sein Getränk hinunter.

Der kleine Ratmort, welcher sich auf den Tisch gesetzt hat, von wo aus er den Mann mit dem fastigen Merinohut spöttisch betrachtet, sagt in einer Weile zu ihm: „Es scheint, Ihr trinkt den Kaffee gern, hm?“

„Ja, ich mag ihn; übrigens mag ich Alles, was sich trinken läßt.“

„Aha, nicht dumm! Hört, ich meine, man sehe Euch heute zum ersten Mal da?“

„Wo kommt Ihr her, Kosak?“ fragt der Wilbe.

Diese Worte erwecken ein schallendes Gelächter; man stampft vor Jubel mit den Füßen. Der, an den sie gerichtet sind, nimmt sie ganz heiter auf und

antwortet, nachdem er den Rest seiner Tasse geleert hat, mit freundlicher Miene: „Ich bin in der That zum ersten Mal hier, meine Herren, und das ist gar nicht zu verwundern, denn ich bin erst gestern mit der Eisenbahn in Paris angekommen; ich bin von Orleans; mein Gevatter Bichat hat mir geschrieben: ‚Komm schnell, ich habe einen guten Platz für Dich.‘ Ich bin daher augenblicklich abgereist, denn ich habe dort mit meinem Handwerk als Knopfmacher gar wenig verdient. . . meiner Treu', ich habe wohl daran gethan; ich bin froh, daß ich hergekommen bin. Es war nöthig, mich zu beeilen; es waren gar so viele Mitbewerber um diese Stelle da; wenn ich nur einen Tag später gekommen wäre, hätte sie mir ein Anderer weggeschnappt! . . . zum Glück kam ich aber noch zu rechter Zeit. Bichat hat mich vorgestellt, ich bin angenommen worden und trete diesen Morgen mein Amt an.“

„Was habt Ihr für eine Stelle?“

„Die des Aufsehers der Gassenkehrer. . . eine kleine Mühe und monatlich dreißig Franken dafür. Das ist nicht übel, und der Dienst ist beinahe immer um drei oder vier Uhr Mittags gethan, dann hat man den ganzen Abend für sich; ich kann sogar noch an meinen Knöpfen arbeiten, wenn ich will.“

„Poß Teufel!“ sagt Ladouille, seinen Frackflügel suchend; „das ist in der That eine hübsche Stelle. . . Wer hat mir meinen Flügel gestohlen? Ist man denn hier nicht mehr in Sicherheit? Die Kameraden bestehlen sich also unter sich?“

„Man muß allerdings früh aufstehen... Winter wie Sommer Morgens um drei Uhr auf den Beinen sein... und da ich befürchtete, nicht zeitlich genug zu erwachen, habe ich mich heute gar nicht schlafen gelegt. Dann hat Bichat zu mir gesagt: ‚Geh in's Kaffee zu den feuchten Füßen auf die Notre-Dame-Brücke und warte dort bis es Zeit ist, Deine Funktionen anzutreten.‘ Ich machte mich also auf den Weg; aber ich konnte nicht voraussehen, daß das Kaffee unter freiem Himmel ist. Der Schelm, dieser Bichat, sagte noch, es sei die ganze Nacht offen!... ich will's wohl glauben, wie wollte man es denn zumachen?“

„Man würde den Tisch, die Tassen, das Licht fortnehmen, dann wäre Alles aus und das Etablissement verschwunden.“

„Das ist allerdings richtig. Man ist also hier nicht zu Mittag?“

„Nein, mein Söhnchen,“ entgegnet der junge Wilde, indem er dem Knopfmacher auf die Schulter klopft; „aber wenn Du die Kameraden mit einem Einstand regaliren willst, so führe ich Dich in eine anständige Restauration. Sie ist an der Ecke der Crussolstraße in einem Schoppen, wo fünf Personen zugleich Platz finden können, ‚Zum kleinen Verry‘ heißt sie! Poß Kuckuk, sie ist bekannt! Jedermann kann Dich hinweisen, und für zehn Sous der Kopf speisen wir gleich den Deputirten des Centrums.“

„Gut, ich will schon... Bichat hat mir drei Tage meines Gehaltes vorgestreckt und, meiner Treu', ich

hätte große Lust, die guten Wirthshäuser in Paris kennen zu lernen.“

„Nun, so komm', Du hättest in keine besseren Hände gerathen können, denn es gibt kein Nachteulenneß, das der Wilde nicht weiß, frag' nur die Kameraden?“

„Der Wilde?“

„Das ist mein Name, mein Spitzname eigentlich, weil ich etwas roh gegen das Weibergeschlecht bin... das ist meine Façon, sie zur Liebe zu zwingen.“

„Er ist es dagegen gar nicht gegen die Männer!“ versetzte Ratmort höhnisch.

„Und wie heißt der Aufseher der Gassenkehrer?“

„Ich heiße Glureau... Desiderius Glureau.“

„Ach, was ist das für ein Name!... Ich heiße Dich lieber Kosak; das ist hübscher und paßt besser zu Deiner Larve.“

„Kosak, ha, ha! mir ist's einerlei, wenn ich nur Glureau bleibe.“

In diesem Augenblick tritt der alte Lumpensammler auf den Tisch zu, klopft mehrere Male mit seinem Reß darauf und schreit: „Ich will die Fortsetzung der Zeitung hören... ich zahle Ratmort oft genug einen Schnapps, daß er mich auf dem Laufenden der Staatsangelegenheiten erhält. Die Ankunft des Aufsehers der Gassenkehrer soll unsere Ergözung nicht stören.“

„Ach, wie unausstehlich der Lumpensammler mit seiner Zeitung ist!“ ruft der Wilde aus, indem er einen Kreis schlägt.

„Ich stimme dem Antrage des alten Vater Reßs

bei," sagt der Mann mit den hohen Stiefeln. "Ich habe heute noch mehrere Kloake zu leeren und wünsche während ich mit meinen Gehülfsen arbeite, genau von der politischen Lage unserer Erdoberfläche unterrichtet zu sein."

"Warum leset Ihr denn aber die Zeitungen nicht selbst, wenn Euch so viel daran liegt, zu wissen, was sie herunterleiern?"

"Weil ich nicht lesen kann, junger Gimpel."

"Er kann nicht einmal lesen und will über Regierungsangelegenheiten disputiren."

"Das hindert mich nicht im Mindesten, mein Kleiner; im Gegentheil... ich will sogar eine neue Zeitung gründen; ich will der Eigenthümer eines Blattes sein, welches den Bedürfnissen des Volkes abhilft; ich werde es die Zeitung der Lumpensammler heißen."

"Warum nicht der Abtrittputzer?"

"Warum nicht der Pflasterer?"

"Warum nicht der Kärrner?"

"Warum nicht der Tröbler?"

"Schau', im Ganzen genommen sollte jede Profession ihre Zeitung haben."

"Nun, nun, freitet euch nicht, meine Kinder!" schreit Mutter Cichoria; "Ihr müßt Euer Journal die Zeitung der Pressler heißen; wenn Alle, die es sind, sich abonniren, so stehe ich Euch dafür, macht Ihr gute Geschäfte!"

"Ha, ha! bravo, Mutter Cichoria! das ist besser als Ihr Kaffee."

„Vorwärts gelesen, Ratmort!... die Zeitung zur Hand!“

Der Zwerg stellt sich wieder auf den Tisch und liest: „Mit dem Jahre achtzehnhundertundvierundvierzig werden ohne Zweifel alle Laternen aus Paris verschwinden. Die Verwaltung wird die Lieferung von tausend Gaslampen zur Erleuchtung der öffentlichen Straßen bewilligen.“

„Wie dumm sie sind mit ihrem Gas!“ sagt ein kleiner in Lumpen gekleideter Mann, dessen heteroklidisches Gesicht etwas von einem Affen und einer Katze hat, jetzt wollen sie Paris alle Nacht illuminiren... Was wollen sie denn dann an Festtagen thun?“

„Und Du kannst die Helle nicht leiden, Flairon,“ sagt der Wilde lächelnd; „nicht wahr, Dir ist die Dunkelheit lieber?“

„Meiner Treu', das ist der einzige Augenblick des Tages, wo man sich belustigen, seinen Spaß machen und ein bisschen lachen kann. Ich schlage ihnen alle ihre Gaslampen zusammen... sie thun mir wehe in den Augen.“

„Findet keine Kammer Sitzung statt?“ fragt der alte Lumpensammler, sich auf seinen Hakenstock stützend, „das ist mir das Wichtigste.“

„Nein, es ist jetzt keine Kammer Sitzung, Alter... Wie, Du weißt das nicht, großer Politiker, der ein Journal gründen will?... Hier kommt der Prozeß von sechsunddreißig Dieben, einer ganzen Bande, die man auf ein Mal gepackt hat; soll ich euch diesen vorlesen?“

„Nein, nein, das ist überflüssig.“

„Wir kennen die Angelegenheit so genau als die Richter derselben.“

„Vielleicht noch besser,“ fügt Clairon bei, indem er einen Mund voll Kautabak aus seinem Sack herauslangt und diesen vorher lang in den Händen reibt, ehe er ihn in's Maul schiebt.

„Soll ich euch die Anzeigen vorlesen?“

„Ja, ja, das ist bisweilen von Nutzen... man kann Vortheil daraus ziehen.“

„Und dann erfährt man auch, was für Häuser dem Verkaufe ausgesetzt sind,“ sagt der Lumpensammler, „und darf sie einsehen.“

„Um sie zu kaufen, altes Keff?“

„Nein, um die darin befindlichen Lumpen aufzulesen.“

„Allgemeine Lebensversicherungs-Gesellschaft...“

„Ha, das ist nicht ganz dumm, Kameraden; ich mache den Vorschlag, uns wechselseitig einzukaufen!“ schreit Labouille; „was haltet ihr davon?“

„Ja,“ erwiedert der Wilde, „unter der Bedingung, daß man erst nach seinem Tode bezahlt.“

„Nein; wir legen ein Jeder gleich ein und bilden ein Ganzes.“

„Seht doch, ich, der ich jung und kräftig bin, soll eben so viel bezahlen als Vater Keff, mit dem es bald hinuntergeht.“

„Ich lebe länger als Du,“ entgegnet der Lumpensammler mit rauher Stimme; „Du bist ein schmucler Bursche... ich begrabe zehn von Deiner Art!“

„Ehrenmedaille, ertheilt dem Erfinder von Kaffeemaschinen mit Wasserwagen, Minutenzähler und beweglichen Seihern . . . Ach, Mutter Sichoria! das geht Euch an. Ihr könntet Euch wohl so eine Kaffeemaschine zum Präsent machen; dann thäten wir einen Guten kriegen!“

„Ja freilich; was ich euch gebe ist vielleicht nicht gut? . . . ihr seid niemals zufrieden! . . . für den Sous, den sie mir bezahlen, wären sie anmaßend genug, reinen Moka mit doppeltem Rahm zu verlangen.“

„Zu verkaufen: eine Gerberwerkstätte unter den billigsten Zahlungsbedingungen . . . Das wäre Etwas für Dich, Vater Reff, Du kannst es kaufen und bezahlst wöchentlich fünfzehn Sous daran.“

„Pfui, eine Gerberei . . . das stinkt so arg; . . . wenn ich mir ein Etablissement anschaffe, so muß es etwas Flotteres sein als das.“

„Man sucht Mäkler und Correspondenten in der Provinz zu einem wunderschönen vortheilhaften Geschäfte; es wird den Unterhändlern ein bedeutender Rabatt zugesichert . . .“

„Schau', das ist Etwas für mich!“ schreit Ladouille, „das Mäckeln ist mein Element. Wenn ich meinen Frackflügel nicht verloren hätte, so würde ich mich morgen vorgestellt haben . . . Doch einerlei; sag' mir die Adresse, Ratmort, ich gehe doch hin und gebe mich für einen Commissionär aus.“

„Zu erfragen in der Mauraise = Parolesstraße, Nr. 13, bei Herrn P. T.“

„Ach, was für ein lumpiger Anonymus!... ich gehe nicht hin.“

„Hygienisches Toilettenwasser. Dieses ausgezeichnete Wasser ist von zauberhafter Wirkung, es vertreibt in einem Augenblick alle Sommersprossen, Finnen, Hautauswüchse und Ausschläge und verleiht der Haut ihre Frische und Weiche.“

„Schau',schau', das wäre gut für mich!“

„Was kostet die Flasche?“ fragt der Mann mit den großen Stiefeln, die Nase mit seinem Ärmel pudend.

„Ach, der Abtrittfeger will ausgezeichnetes Toilettenwasser!“

„Nicht für mich; aber mein Weib hat seit drei Monaten zwei große Linsen auf der Nase, die immer größer werden und sich eben gar nicht schön ausnehmen; da dieses Wasser Alles vertilgt, so will ich ihr eine Flasche zum Präsent machen.“

„Die Flasche kostet fünf Franken.“

„Schönen Dank; ich gebe meine Absicht auf... ich glaubte vielleicht sechs Sous... mein Weib behält ihre Linsen.“

„Bandoline zum Glätten und Verschönern der Haare...“

„O, Bandoline, was ist das für eine Arznei?“ schreit der junge Wilde lachend.

„Du hörst ja, daß man es zu den Haaren gebraucht.“

„Ach, der Kuckuk! ich verstehe... wenn ich Geld hätte, würde ich mir eine Masse davon anschaffen.“

„Cold... cold... crè... créam... Der Teufel! ich glaube, das ist lateinisch!“

„Nein,“ wendet Clairon ein, „das ist englisch und heißt Keim und Rahm.“

„O, meine Kinder, das muß gut sein!“ schreit Labouille, sich mit der Zunge die Lippen ableckend; „wenn ich bei Kasse wäre, würde ich euch einen Topf davon bezahlen, den wir gemeinschaftlich verzehren würden; das muß auf Butterbrod gestrichen köstlich sein. Diese verfluchten Engländer sind Feinschmecker... ich wette, das ist eine Leckerei, die sie zum Thee verspeisen.“

„He, Du Ding da droben!“ schreit ein großer dürrer, mit Ruß angeschwärzter Mann, der bisher noch nicht gesprochen hat; „ist kein Feuilleton bei Deinem Blatt?... Lies uns doch das Feuilleton vor, das ist unterhaltender als die Ankündigungen.“

„Es hat ja kein Feuilleton, Schwarzangeläufer!“

„Ah bah! das ist eine saubere Zeitung, kein Feuilleton!... die will ich nicht mehr. Mutter Cichoria Ihr müßt eine andere anschaffen.“

Herr Ratmort will mit der Vorlesung der Annoncen fortfahren, als der junge Wilde, der sich einen Augenblick von der Gesellschaft entfernt hatte, hastig herbeistürzt und mit leiser Stimme sagt: „He, Kameraden, weg mit der Zeitung, ich habe eine Entdeckung gemacht!... wir haben hier in der Nähe etwas Interessanteres als das Lumpenzeug, das man uns vorliest.“

„Was denn?“

„Was gibt's?“

„Ich habe dort auf jener steinernen Bank ein schlafendes Frauenzimmer liegen sehen.“

„Ach, poß Kuckuk, das wird was Sauberes sein!“ sagt der Lumpensammler; „eine liederliche Dirne, eine Diebin vielleicht, die dort schläft, weil sie sonst nirgends hin weiß.“

„Nein, nein, so viel ich sehen konnte, ist es etwas weit Besseres.“

„Laßt uns einmal hingehen.“

„Kommt!“

„Mutter Eichoria leihet uns einen Augenblick Eure Ampel, damit wir wissen, mit wem wir es zu thun haben.“

„Ja, denn er hat vielleicht einen Sackträger oder einen Bauern für ein Weibsbild angesehen.“

Herr Labouille hat das Licht vom Tische genommen und schreitet, von allen Gästen des Kaffee's zu den feuchten Füßen gefolgt, neben dem Wilden einher. Die ganze Gesellschaft begibt sich zu der steinernen Bank, worauf Rosa-Maria eingeschlafen ist. Sie stehen bald vor der Jungfrau. Labouille nähert sich mit dem Licht ihrem Gesichte und die Männer stoßen alle beim Anblick des reizenden Antlitzes, welches sie vor sich sehen, einen Ausruf des Staunens aus.

„Nun,“ sagt der Wilde, „habe ich keinen Fund gethan? . . . Ist das nicht etwas Feines?“

„Ei, der Kuckuk, das ist nichts Gewöhnliches!“

„Eine wahre Rosenknospe!“ ruft Labouille noch ein Mal, das Licht näher haltend, aus.

„Und so hübsch gekleidet . . . schaut doch die ar-
tigen Fahnen an.“

„Sie ist von Oben bis Unten säuberlich.“

„Ihr Anzug ist durchaus nicht frech.“

„Das ist kein Pariser Mädchen.“

„Die ist sicher nicht aus der Stadt. Nimm Dich
in Acht, Ladouille, Du hältst ihr die Lampe in's
Gesicht, Du weckst sie auf.“

„Wie fest sie schläft! sie muß mächtig müde sein,
um auf dieser Steinbank schlafen zu können, und doch
sieht sie gar nicht aus, als ob sie daran gewöhnt
wäre, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.“

„Meine Herren,“ beginnt der junge Wilde, „es mag
ein Mädel oder ein Weib sein, ich behalte sie für
mich, ich heirathe sie.“

„Theilen wir sie, Wilder!“ schreit der kleine Lum-
pige, auf die steinerne Bank zutretend.

Aber Herr Desiderius Glureau, der Knopfmacher,
welcher bisher die eingeschlafene Jungfrau schweigend
betrachtet hat, spricht jetzt: „Einen Augenblick, meine
Herren, einen Augenblick! ich erkenne das junge Mäd-
chen . . . ja . . . o, ich täusche mich nicht, sie war mit
mir auf der Eisenbahn! . . . sie ist auf der Station
in Corbeil eingestiegen, sie kam allein nach Paris
und wird verirrt sein; sie hat wahrscheinlich die
Wohnung der Leute nicht gefunden, zu denen sie sich
begeben wollte.“

„Wohlan, Freund Gassenkehrer, was geht das
uns an, ob Du mit diesem kleinen Schatz auf der
Eisenbahn gefahren bist? Was willst Du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß diese junge Person ein rechtschaffenes Frauenzimmer ist, das habe ich gleich im Wagen gesehen, sie war zu schüchtern, die Augen zu erheben und ein Wort zu sprechen. Ich habe ihr meinen Platz angeboten, aber sie nahm ihn nicht an, weil sie befürchtete, mich zu stören.“

„Nun, um so besser, wenn es ein rechtschaffenes Mädchen ist... das ist mir nur desto lieber, um so mehr, als es etwas Neues für mich sein wird.“

„Aber ich sage Euch, diese Jungfer darf nicht mit Euch gehen.“

„Du wirst es gleich sehen, Lump! Vater Keff, Du leihst mir Deinen Tragkorb, ich thue meinen Fund hinein und trage ihn mir nichts dir nichts davon.“

Der alte Lumpensammler scheint durchaus nicht geneigt, seinen Rückenkorb herzugeben und Desiderius Glureau betrachtet den jungen Wilden gleichsam, wie wenn er sehen wollte, was dieser wagen würde, als Rosa-Maria von dem um sie her verursachten Lärm erweckt, die Augen aufschlägt und sie plötzlich mit einem Schrei des Entsetzens wieder schließt.

„Aha, die kleine Maus ist aufgewacht!“ sagt Flairon.

„Ihre Stimme klingt so hell wie eine Sackpfeife.“

„Warum schließt sie denn ihre hübschen Lämpchen? ... machen wir ihr Furcht?“

Die Gesichter, welche Rosa-Maria erblickt hatte, waren wohl geeignet, ihr Schrecken einzujagen, und sie begreift, als sie an ihre Lage denkt, was man

von ihr halten kann, da man sie mitten in der Nacht in Paris auf einer Steinbank schlafend gefunden hat.

„O, meine Herren!“ stammelt sie mit einer vor Angst bebenden Stimme, „ich bitte Sie, thun Sie mir Nichts zu leid... ich bin ein armes, erst gestern in Paris angekommenes Mädchen... ich habe mich verirrt in der Stadt, mich von Müdigkeit erschöpft niedergesetzt und bin, indem ich den Himmel um Schutz anflehte, eingeschlafen.“

„Poß Henker! Sie müssen viel Vertrauen zu ihm haben, daß Sie mit einem solchen Lärwüch ohne Weiteres auf der Straße übernachten!“ ruft Ladouille aus.

„Fürchten Sie sich nicht, schöner Engel! öffnen Sie die Augen, Sie sind von lauter liebenswürdigen Leuten umgeben. Ich meines Theils biete Ihnen mein Logis an, ein prächtiges Cabinet in einem möblirten Hause; es sieht freilich etwas armselig darin aus... und mein Herz und meine Person obendrein.“

Rosa-Maria weicht rasch zurück, als sie den Sprechenden auf sich zukommen sieht, wie wenn er ihre Hand ergreifen wollte. Aber beinahe zu gleicher Zeit tritt der Knopfmacher, welcher den Wilden mit einer Kraft zurückstößt, die man von ihm nicht erwartet hätte, vor die Jungfrau und sagt: „Haben Sie keine Angst, Mamselle, Sie sind bei Bekannten... ich bin mit Ihnen auf der Eisenbahn gefahren; ich war's, der in der Ecke saß und Ihnen seinen Platz anbot... O, ich bin ein rechtschaffener Mann, Sie dürfen mir vertrauen. Obgleich der junge Mann, der neben

mir im Wagen saß, sich lustig über mich machen wollte, weil ich gesagt habe, ich trage kein Mastuch bei mir, bin ich vielleicht doch besser als er.“

Rosa sieht den Rosakopf an und stammelt: „Ach ja, in der That, ich erinnere mich . . . ich war mit Ihnen auf der Eisenbahn!“

„Nun, so sehen Sie ja, daß wir einander kennen! Glauben Sie, Mamselle, Sie interessiren mich; wenn Sie gleich an einer Ecke auf der Straße geschlafen haben, bin ich doch überzeugt, daß Sie unschuldig daran und ein tugendhaftes Frauenzimmer sind. Aber die Hauptsache ist, Sie nicht länger hier zu lassen. Sie zittern . . . es friert Sie . . . es ist sehr schädlich auf der Straße über Nacht zu bleiben. Kommen Sie mit mir, ich will Sie zu meinem Gevatter Bichat in der Huchettestraße führen; das ist ein verheiratheter ansässiger Mann, der hier in der Nähe wohnt; seine Frau wird sich Ihrer annehmen und wenn es Tag ist, wird man schon sehen was zu machen.“

Die Jungfrau kennt den Mann bloß dadurch, daß sie mit ihm auf der Eisenbahn gefahren ist; aber alle die um sie herum gruppirtten Menschen haben einen so unheilvollen, Zutrauen erstickenden Ausdruck in ihren Gesichtern, daß sie nicht einen Augenblick zögert, sich dem Knopfmacher anzuvertrauen, der trotz seiner Häßlichkeit weder bössartig noch treulos ausseht. Sie steht daher auf, nimmt Desiderius Glureau beim Arm, den er ihr anbietet und antwortet: „Es sei, mein Herr, ich nehme Ihr Anerbieten an . . . ich gehe mit Ihnen zu Ihren Bekannten.“

„Schau', schau', was der Aufseher der Gassenlehrer Glück macht;“ ruft der kleine Lumpige; „er hat die Schöne erobert!“

„Höre Du, Freund!“ schreit der Wilde mit einer Miene, als ob er den Knopfmacher am Fortgehen verhindern wollte; „weißt Du, daß Du gar zu ungenirt zu Werke gehst? Der wüste Kosak ist eben nicht links! Mit welchem Recht führst Du mir diese Kleine von der Nase weg, da ich sie gefunden habe? . . . Mit mir muß sie gehen und nicht mit Dir, ich widersehe mich!“

Aber ohne dem Anscheine nach auf die Worte des jungen Mannes in der Blouse zu hören, schreitet der Knopfmacher mit dem jungen Mädchen am Arme vorwärts und sagt: „Laßt Einen doch zufrieden, glaubt Ihr denn, diese Mamselle tauge für Euch?“

„Warum denn nicht?“

„Ah, Wilder, er führt sie fort, er schnappt Dir sie weg!“ schreit Ladouille, der Wirthin ihre Lampe zurückbringend.

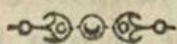
Der junge Mann in der Blouse versucht es, den Neuangestellten mit dem faltigen Hute am Arme zurückzuhalten; aber der Knopfmacher gibt dem Wilden mit dem Ellbogen einen Stoß auf den Magen, daß derselbe zu Boden sinkt; dann setzt er ruhig seinen Weg mit Rosa-Maria fort.

Alle die übrigen Männer, welche Zeugen dieser Scene waren, sind wüthend über das Entrinnen des jungen Mädchens, und sie würden sich bereits über Glureau hergestürzt haben, um ihn an seinem

Vorhaben zu hindern, wenn nicht zu gleicher Zeit der Tag zu grauen angefangen hätte.

Aber die Straßen waren bereits nicht mehr so verlassen; Landleute gingen vorbei, Gewürzkrämer und Bäcker machten ihre Läden auf, und alle diese bei Nacht so unternehmenden, fecken, lärmischen Menschen wurden mit Anbruch des Tages scheu und behutsam.

Einige Augenblicke darauf existirte das Kaffee zu den feuchten Füßen nicht mehr.



In demselben Verlage erschienen:

Demokritos

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden
Philosophen.

Vom Verfasser

der

Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Vollständig in zwölf Bänden.

(Preis 12 fl. oder 7 Rthlr. 12 ggr.)

Diese neue, durchaus verbesserte, sehr elegante und billige Auflage ist mit deutschen Erläuterungen jener Stellen versehen, welche in fremden Sprachen gegeben sind.

8. Elegant broschirt.

Da diese Sammlung der wichtigsten Bemerkungen über jeden, einen gebildeten Menschen interessirenden Gegenstand schon durch die erste Auflage vielfach verbreitet ist, so wollen wir das Werk nur mit ein paar Worten denen anzudeuten uns erlauben, die dieß anziehende Geistesprodukt noch nicht kennen.

Der verstorbene Hofrath K. J. Weber, einer der gebildetsten und geistreichsten Männer unserer Zeit, schrieb an diesem seinem Hauptwerk während seines Lebens, denn es sollte die Quintessenz seiner durch Studium, Lesen, Reisen und Erfahrungen mancherlei Art geschöpften und durch seinen scharfen Geist geläuterten Beobachtungen über Alles abgeben, was nur immer den Leser, der auf Bildung Anspruch macht, interessiren kann und muß. Jede Seite, jede Stelle seines Demokritos gibt Zeugniß seiner meisterhaften, keineswegs trocknen, sondern immerfort zum Lachen anregenden Auffassungs- und Darstellungsgabe; kein Gebildeter, der sich auf angenehme Art (und fast unerschöpflich), auf heitere Weise unterhalten will, wird es bereuen, sich dieses werthvolle, im Gebiete unserer witzigen und humoristischen Literatur klassische Werk angeschafft zu haben.

Voriks empfindsame Reise
durch
Frankreich und Italien.
(Von Sterne.)

Aus dem Englischen von A. Lewald.

Mit einem Stahlstiche. 36 kr. oder 9 ggr.

W. Blumenhagens
f ä m m t l i c h e W e r k e .
Pracht-Ausgabe.

16 Bände mit 17 Stahlstichen.

19 fl. 12 kr. oder 12 Rthlr.

Oliver Goldsmiths
Landprediger von Wackefield.

Aus dem Englischen. Mit 1 Stahlstiche.

Preis 48 kr. oder 12 ggr.

Scheible, Rieger & Sattler.

